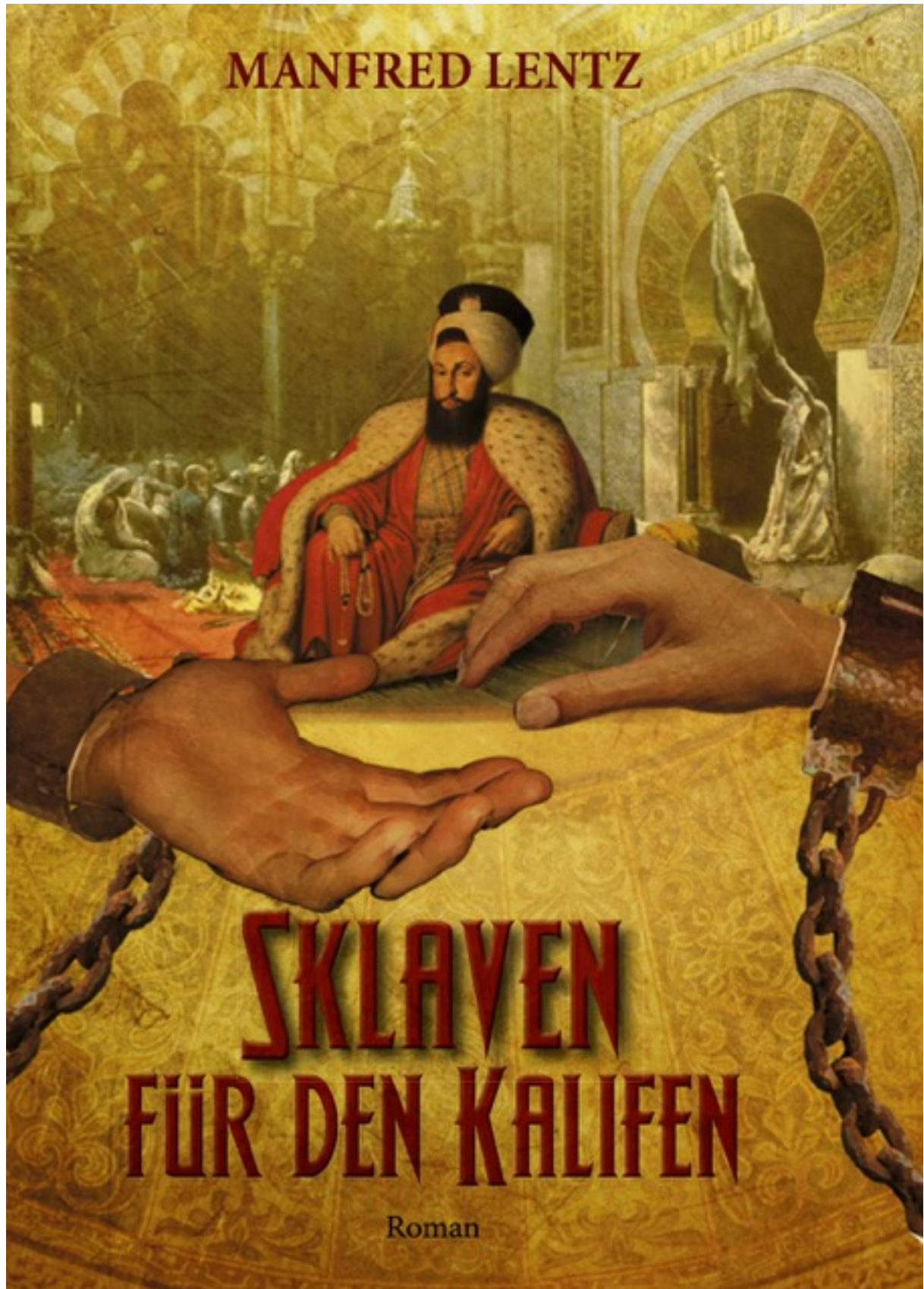


XXL-LESEPROBE



INHALTSVERZEICHNIS

Erster Teil
Zweiter Teil
Dritter Teil
Vierter Teil
Fünfter Teil
Sechster Teil
Epilog
Hintergrund
Glossar

ERSTER TEIL

Byla sah die Fremden als Erste. Bis zu den Waden im Wasser stehend, ein tropfnasses Wäschestück in der Hand und zwei ausgewrungene Leinentücher über den Schultern, deutete sie zum anderen Havelufer hinüber. "He, sieh mal dort drüben!", rief sie Malina zu. Die hielt inne und drehte den Kopf. Ihr Blick folgte dem ausgestreckten Arm der Freundin über den Fluss hinweg zu dem von Röhricht begrenzten Strand und dem Erlenwäldchen dahinter, aus dem sich eine rasch anwachsende Zahl Menschen herausschälte. Vornweg ritten drei Reiter in stolzer Haltung und mit fremdartigen Gewändern bekleidet. Malina setzte ihren Wäschekorb am Ufer ab und ging zu Byla. Es war wieder so weit. Der Mai hatte begonnen, und wenn die Fremden in der Vergangenheit gekommen waren, dann meist in diesem Monat.

Auch auf der Insel hatte man die Ankömmlinge bemerkt. Hinter der Palisade ertönten Rufe, und aus der Vorburg eilten Neugierige herbei, die sich das Schauspiel nicht entgehen lassen wollten. Vor ihnen hatten bereits die Deutschen, deren Burg sich ebenfalls hinter der Palisade befand, die Fremden beobachtet. War ihr Wehrgang tagsüber für gewöhnlich nur mit zwei Posten besetzt, so hielten sich dort nun mehr als ein Dutzend Männer auf. Gemeinsam spähten sie zum anderen Ufer hinüber. Wie üblich entging ihnen nichts. Als Besatzer an Vorsicht gewöhnt, hatten sie stets ein wachsames Auge auf ihre Umgebung: auf die Slawen in der Vorburg und in den Häusern am Ufer; auf die beiden Flüsse, die sich hier bei Spandau vereinten; auf

den Handelsweg, über den Reisende aus den Ländern des Westens in die Länder des Ostens zogen. Oder in die entgegengesetzte Richtung, so wie die Fremden.

Immer mehr Menschen tauchten aus dem Erlenwäldchen auf und verteilten sich am Ufer, einige zu Pferde, die meisten zu Fuß. Die Ketten, die die Unberittenen trugen, waren deutlich zu erkennen. Malina empfand sie als furchteinflößend, selbst aus der Entfernung. Hätte der Wind aus östlicher Richtung geweht, sie hätte ihr Klirren gehört. So aber waren sie stumm. Stumm wie die Sklaven, die sie trugen.

Einer der stolz dreinschauenden Männer mit den fremdartigen Kleidern lenkte sein Pferd dicht an die Havel heran, formte mit den Händen einen Trichter vor dem Mund und schickte einen herrischen Ruf über den Fluss. Worte in einer Sprache, die auf der anderen Seite niemand verstand. Allerdings wäre der Ruf gar nicht nötig gewesen, denn noch während er verhallte, verließ die Fähre bereits den kleinen Hafen der Siedlung und hielt auf das jenseitige Ufer zu. Kraftvoll legten sich die beiden Männer an den Rudern ins Zeug. Zwischen ihnen stand ein Junge und starrte reglos geradeaus.

"Jablo hat wieder Angst", zeigte sich Malina besorgt. Bereits mehrmals war ihr jüngerer Bruder Menschenhändlern begegnet, und jedes Mal hatte er sich vor ihnen gefürchtet.

Byla hatte ihre Worte nicht gehört. Angestrengt verfolgte sie den Kurs der Fähre und behielt gleichzeitig den Einbaum im Blick, in dem ihr Mann mit dem Einholen eines Netzes beschäftigt war. "Mit ihren Ruderschlägen vertreiben sie ihm noch alle Fische!", schimpfte sie. "Sollen sie doch Abstand halten! Slawomir hat mir einen großen Fisch versprochen. Aber wenn sie mit ihrer Fähre nicht Rücksicht nehmen, geht ihm bestimmt keiner ins Netz."

Sie machte ein so bekümmertes Gesicht, dass Malina schmunzeln musste, obwohl ihre Gedanken bei den Sklaven waren. Wenn es eine Liebe gab, dann schien Byla sie gefunden zu haben. Kaum eine Rede, in der Slawomir nicht vorkam. "Was er mit mir des nachts anstellt", hatte sie erst kürzlich geschwärmt, "das ist noch viel, viel schöner als unser Erntefest oder wenn wir im Winter auf Schlittknochen über das Eis jagen!" Und dabei hatte sie so sehr gestrahlt, dass neben ihr beinahe die Sonne verblasst wäre. Malina hatte sehnsüchtig geseufzt, denn auch sie hätte gern einen Liebsten gehabt. Nur stand Myslaw davor, ihr älterer Bruder. Und wenn die Götter ihr nicht zu Hilfe kämen, würden ihr Haar grau werden und ihre Haut welken, bevor er den Richtigen für sie fand.

In einigem Abstand und ohne Slawomirs Fang im Geringsten zu stören, glitt die Fähre an dem Einbaum vorüber, wich geschickt einigen Strudeln an der Einmündung der Spree in die Havel aus, und schob sich am anderen Ufer in den Sand. Malina wies auf den Mann, der die ganze Zeit über am Wasser gewartet hatte. "Ihr Anführer", gab sie sich überzeugt. Breitbeinig stand er da, die Arme selbstbewusst vor der Brust verschränkt. An der Seite seines braun-weiß gestreiften Kapuzenmantels hing unübersehbar ein Schwert. "Jetzt werden sie um die Bezahlung feilschen", bemerkte sie, als Myslaw die Fähre verließ und dem Anführer gegenübertrat. "Diese Sklavenhändler sind harte Burschen. 'Mit denen darf man sich nicht anlegen', sagt Myslaw immer. 'Sklavenhändler haben einen Stein, wo andere ein Herz haben. Sie schrecken vor keiner Gemeinheit zurück.' Als unser Vater noch die Fähre fuhr, war er derselben Ansicht."

Wie um das Gesagte zu unterstreichen, entspann sich am anderen Ufer ein kurzer Wortwechsel, der dadurch beendet wurde, dass der Händler Myslaw eine Münze zeigte, sich gleich darauf abwandte und auf diese Weise zum Ausdruck brachte, dass er das Geschäft für abgeschlossen hielt. Mit einer gebieterischen Geste bedeutete er seinen Männern, mit dem Verladen der Sklaven zu beginnen.

"Für Slawomir sind diese Kerle die abscheulichsten Menschen unter der Sonne", sagte Byla. "Er nennt sie Ungeheuer. Gegen die kann niemand so leicht etwas ausrichten."

Ein Peitschenknall zerriss die Luft, Befehle wurden gebrüllt, und angetrieben von dem Anführer bestiegen die ersten Sklaven mit ihren Wächtern die Fähre. Nachdem noch ein Reitpferd sowie mehrere Packtiere hinzugekommen waren, bedeutete Myslaw dem Händler, dass sein Schiff voll sei, und legte ab. Nur langsam gewann die Fähre an Fahrt. Da mehr als zweihundert Menschen sowie zahlreiche Tiere übersetzen waren, würde sie den Weg wiederholt zurücklegen müssen. Ein Grund für die Händler, zur Eile zu drängen.

Auch Jablo half nun an einem der Ruder, soweit die Kraft seiner zehn Jahre es ihm erlaubte. Schlag für Schlag trieb die Fähre dem Spandauer Ufer entgegen. Byla fasste Malina am Arm. "Komm, lass uns beiseite gehen! Sie wollen hier anlegen und nicht im Hafen."

"Wie üblich. Als fürchteten sie sich, ihre Gefangenen durch die Siedlung zu führen."

Die beiden Frauen verließen das Wasser und stellten sich neben eine umgestürzte, halb im Fluss liegende Weide. Vor der Palisade, die die Uferhäuser umgab, hatte sich bereits zahlreiche Männer und Frauen versammelt, dazu etliche Kinder. Einige redeten leise miteinander, die meisten schwiegen und starrten den unheimlichen Ankömmlingen entgegen.

Knirschend glitt die Fähre über den Ufersand, ein vertrautes Geräusch, das Malina diesmal jedoch als laut und hässlich empfand. Laut wie die Befehle, die gleich darauf durch die Luft flogen, und hässlich wie das Rasseln der Ketten, mit dem die Unglücklichen von dem schwankenden Gefährt auf festen Boden traten. Aus ihren Gesichtern schien jedes Leben verschwunden zu sein, keiner stöhnte oder klagte, nur leidenschaftslose Bewegungen, die ihnen seit dem Verlust ihrer Freiheit in Fleisch und Blut übergegangen zu sein schienen. Männer, Frauen und Kinder waren in scheinbar willkürlicher Reihe durchmischt, alle trugen Eisenringe um den Hals, die durch Ketten miteinander verbunden waren. Die Hände der Männer waren gefesselt. Die Frauen schleppten voll beladene Körbe auf ihren Schultern, offenbar Waren, die am Ziel ihrer Reise ebenso einen Käufer finden sollten wie sie selbst.

Hatten die Sklaven bereits aus der Entfernung Malinas Mitgefühl geweckt, so empfand sie nun, da sie sie aus der Nähe sah, ihr Schicksal als noch weit trauriger. Ein Knabe in Jablos Alter erregte ihre Aufmerksamkeit. Die Haut an seinem Hals war von dem Eisenring wund gescheuert, sein Körper steckte in einem zerlumpten Kittel. Hinter ihm folgten eine Frau und zwei Mädchen, die sich bei den Händen hielten. Malina warf ihnen ein scheues Lächeln zu, das jedoch unbeantwortet blieb. Auch ihr eigenes Volk handelte mit Menschen, mit Gefangenen zumeist, die der Sieger in einem Krieg zwischen zwei Stämmen gemacht hatte. Dennoch schnürte es ihr jedes Mal die Kehle zu, wenn sie solche Elenden sah. Sie wollte sich zu Byla umwenden und etwas sagen, aber in diesem Augenblick ging der Anführer der Sklavenhändler an ihr vorbei, und sie blieb stumm. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Viel größer als die Männer in Spandau erschien er ihr, und auch sein Schwert schien von außergewöhnlicher Größe zu sein. Die Schläfenlocken und der volle Bart wiesen ihn als einen Juden aus. Auch die anderen Zuschauer fühlten sich sichtlich unwohl - nun, da etwas Schreckliches so nah an sie herangerückt war.

Kaum hatten Menschen und Tiere die Fähre verlassen, als diese wieder ablegte und abermals den Fluss überquerte. Erneut wurde sie beladen. Malina schaute noch eine Weile zu und löste sich dann von dem Geschehen. "Jetzt muss ich mich

aber beeilen", sagte sie in einem Ton, der ein schlechtes Gewissen offenbarte. "Der Vater wird hungrig sein. Die Ziege muss ich auch noch melken. Und vorher die Wäsche zum Trocknen auslegen."

Byla schaute auf den Haufen, den sie selbst noch zu waschen hatte, und bedachte Malina mit einem neidischen Blick. "Du bist auch bald fertig", suchte die sie zu trösten.

Malina warf den Sklaven und ihren Bewachern einen letzten Blick zu, dann nahm sie ihren Korb auf und eilte davon. Über die Brücke gelangte sie auf die Insel. Sie durchquerte die Burg der Deutschen, trat durch das Tor in die Vorburg und wandte sich dem Haus zu, in dem sie mit ihrem Vater lebte. Aus Baumstämmen errichtet, mit einem Dach aus Schilf und winzigen Fenstern, glich es den Häusern ringsum wie ein Ei dem anderen. Malina zog die Tür auf und trat ein. Die Einrichtung war karg: ein Tisch mit Hockern, ein Bord für Geschirr und einige Vorräte, in der Mitte die Feuerstelle mit einem Dreifuß, an dem ein Topf hing. Auf einer Schlafstatt lag ihr Vater, das Gesicht der rußgeschwärzten Decke zugewandt. Malina stellte den Korb mit der Wäsche neben die Tür - das Trocknen musste warten - und begann, das Essen zuzubereiten. Sie schürte die Glut, legte Holz nach und füllte Wasser in den Topf.

Es dauerte nicht lange, und helle Flammen züngelten empor. Malina sah Sklavengesichter darin auftauchen, erkannte Ketten und Halseisen, den ganzen Abgrund menschlichen Leids. Sie presste die Augen zusammen, bis das Schreckliche verschwunden war. "Ich weiß, Vater, du hast Hunger", sagte sie, in seine Richtung gewandt. "Verzeih mir, ich hab mich verspätet, aber gleich bekommst du etwas zu essen."

Eine Erklärung für ihre Verspätung gab sie nicht, aber das war auch nicht nötig, da der Vater ihre Worte ohnehin nicht verstand. Nur den Klang ihrer Stimme schien er wahrzunehmen. Sie schien ihm die Wärme zu geben, die er sonst nicht mehr fühlte. Deshalb sprach sie mit ihm. Allein war ihr Vater hilflos wie ein junger Vogel, der aus dem Nest gefallen war. Sie war seine Stütze und das Wichtigste, was er in seinem Elend noch besaß. Dabei war er einst ein kräftiger Mann gewesen, zupackend und selbstbewusst und allen Jüngeren ein Vorbild. Doch diese Zeit war vorbei, nur noch die Erinnerung daran war geblieben.

Als das Wasser im Topf kochte, schüttete sie Hafer hinein und rührte mit einem Löffel um.

Zwei Jahre sorgte sie nun schon für ihren Vater, seit ein schreckliches Ereignis sein Leben aus der Bahn geworfen hatte. Damals - die Deutschen schrieben das Jahr 973 - hatte der Vater die Havelfähre betrieben, Myslaw hatte ihm dabei geholfen. Alles war gut gewesen, bis eines Tages das Unglück geschah. Die Abenddämmerung war bereits angebrochen, und von Osten her zog mit Wetterleuchten und Donner ein Unwetter herauf. Seit dem Nachmittag hatten beide hart gearbeitet, um einen Kaufmannszug aus Gnesen über den Fluss zu bringen. Noch zwei Überfahrten standen an, da tauchte auf einmal ein Trupp deutscher Reiter auf. Sie seien in Eile, erklärten sie in dem Ton, der ihnen als den Eroberern des Landes längst in Fleisch und Blut übergegangen war. Sie könnten nicht warten, sondern müssten unverzüglich übergesetzt werden.

Die Gnesener Kaufleute zeigten sich empört über dieses Ansinnen, und der Vater lehnte es ab. Wer als Erster die Fähre erreicht, sagte er, der wird auch als Erster bedient.

Die Deutschen wollten das nicht hinnehmen, sondern forderten eine bevorzugte Behandlung, da sie im Dienste des Kaisers stünden. Aus dem Wortwechsel erwuchs ein Streit, schließlich zogen die Deutschen ihre Schwerter und gleich darauf auch die Männer aus Gnesen. Bei dem darauffolgenden Scharmützel geriet der Vater zwischen die Streitenden, stürzte mit dem Kopf gegen eine Karrendeichsel und verlor das Bewusstsein. Als er Tage später wieder aufwachte, konnte er sich an nichts mehr erinnern und sprach wirr.

Da die Mutter bereits tot war, übernahm Malina als einzige Tochter die Pflege, während Myslaw fortan für die Fähre zuständig war. Der Vater dämmerte seither auf seiner Schlafstatt vor sich hin - ein Opfer der Deutschen, wie Myslaw unermüdlich betonte, der den Hass auf die Eroberer wie kein Zweiter empfand.

Malina gab eine Prise Salz in den Brei und wandte sich dann an ihren Vater. "Morgen früh machen wir uns auf den Weg zu dem Fest, von dem ich dir erzählt habe - Myslaw, Jablo und ich. Wir werden nicht lange fort sein, zwei Tage nur. Gewiss gibt es dort Leckeres zu essen. Ich werde dir etwas mitbringen, Vater. Dein Vetter wird nicht geizig sein, wo er nach so vielen Töchtern nun endlich einen Sohn hat." Sie versuchte sich die Köstlichkeiten vorzustellen. "Bestimmt gibt es Hammelfleisch mit Zwiebeln und Hühner am Spieß. Und einen Kessel mit sauer gesottenen Fischen und Krebsen werden sie wohl auch haben. Vielleicht auch in Teig gebackene Hasen, die isst du doch so gern. Und Eierkuchen mit Honig ... "

Sie brach ab. Von draußen war das Herannahen eiliger Schritte zu hören. Gleich darauf schob Byla den Kopf durch die Tür. "Komm schnell! Eine Sklavin ..."

Mehr konnte Malina nicht verstehen, denn Byla war bereits wieder verschwunden. Es musste etwas Bedeutsames sein, was sie so außer Atem gebracht hatte. Hastig füllte Malina Brei in eine Schüssel, ergriff einen Löffel und reichte beides dem Vater, nachdem sie ihm geholfen hatte, sich aufzurichten. "Lass es dir schmecken", sagte sie und strich ihm über die eingefallenen Wangen. "Ich bin gleich zurück."

Rasch war sie aus dem Haus. Auch andere Bewohner der Vorburg waren in Bewegung. "Was ist los?", wollte sie von dem Kammacher wissen, der ihr als Erster über den Weg lief. Der zuckte wortlos mit den Achseln und hastete weiter. Malina folgte ihm über die Brücke ans Ufer, wo sich bereits etliche Spandauer eingefunden hatten. Teils schweigend, teils in angeregtem Gespräch, starrten sie zu den Sklaven und deren Bewachern hinüber. Und zu dem Wald dahinter.

Rufe in einer fremden Sprache waren zu hören und das Brechen von Unterholz. Malina drängte sich neben Byla. "Was ist geschehen?"

Ihre Freundin wandte die Augen nicht von dem Wald. "Eine Sklavin ist geflohen. Sie hat hier am Ufer gesessen. Bei der letzten Überfahrt ist ein Pferd ins Wasser gefallen, und alle waren abgelenkt. Da ist sie einfach davongelaufen."

"Und ihre Ketten?"

"Die hatten sie ihr abgenommen, hat die Gerberin erzählt. Sie hat gesagt, die Wächter wollten die Sklavin mit anderen neu zusammenschließen. Als dann die Sache mit dem Pferd geschah, ist sie auf und davon. Und dieses Wächtergesindel gleich hinterher." Sie verzog angewidert das Gesicht.

"Die Ärmste wird bestimmt nicht weit kommen", seufzte Malina - gerade in dem Moment, als aus dem Wald das laute Schreien einer Frau zu vernehmen war. Die Versammelten hielten die Luft an.

"Sie haben sie schon eingefangen", stöhnte Byla.

Kurz darauf tauchten zwei Wächter aus dem Wald auf, in ihrer Mitte die Sklavin. Sie schrie und wehrte sich, doch die beiden waren stärker. Unerbittlich zerrten sie die Frau vor den Anführer, der die ganze Zeit über reglos dagestanden und das Geschehen mit grimmigem Gesicht beobachtet hatte. Ein weiterer Wächter trat vor, in der Hand eine Peitsche, und baute sich vor der Gefangenen auf. Malina klammerte sich an Byla. Als der Wächter zum Schlag ausholte, wandte sie sich ab. Gleich

würde er zuschlagen. Gleich. Doch er schlug nicht zu. Sie drehte den Kopf. Der Anführer hatte dem Wächter die Peitsche aus der Hand genommen und ging damit auf zwei andere Wächter zu, die sich abseits gestellt hatten. In ihren Gesichtern stand Furcht, die einem Ausdruck von Schmerz wich, als die Peitsche durch die Luft schnitt und erst den einen und dann den anderen traf.

"Das sind die beiden, denen sie entwischt ist", sagte Byla.

"Eine gute Ware verdirbt man nicht", zischte einer aus der Menge. "Deshalb hat dieser Kerl sie nicht schlagen lassen." Zustimmendes Gemurmel antwortete ihm. Auch Malina war überzeugt, dass es sich so verhielt. Vor allem aber war sie erleichtert, dass die Sklavin in ihrem Unglück nicht noch mehr leiden musste. Sie suchte das Gesicht der jungen Frau, die nicht älter zu sein schien als sie selbst. Ihre Züge ließen Schönheit erahnen, wenngleich Kummer und Schmutz eine hässliche Maske darüber gelegt hatten.

Der Anführer der Händler war auf sein Pferd gestiegen und noch einmal an das Ufer zurückgekehrt, wo die Fähre soeben ein letztes Mal anlegte. Wortlos warf er Myslaw den Fährlohn vor die Füße. Die anderen machten sich unterdessen zum Weitermarsch bereit. Mit besonderer Sorgfalt überprüften die Wächter die Ketten und Fesseln der Gefangenen. Dann schulterten die Frauen ihre Tragekörbe, und angeführt von den Händlern setzte sich der Zug in Bewegung. Neugierig und zugleich verschüchtert verfolgten die Zuschauer das Geschehen mit ihren Blicken.

"Das ist sie", raunte Malina ihrer Freundin zu und deutete auf die wieder eingefangene Sklavin. Als wäre alles Leben aus ihr gewichen, so schleppte sich diese dahin. Auf welchem traurigen Markt mochten die Händler sie gekauft oder bei welcher Gelegenheit sie womöglich geraubt haben! Trotz ihrer Furcht vor den Wächtern mit ihren Peitschen verspürte Malina auf einmal den drängenden Wunsch, etwas für die Unglückliche zu tun. Die Sklavin war eine Slawin wie sie selbst. Es war das Blut desselben Volkes, das in ihren Adern floss. Entschlossen holte sie aus dem kleinen Beutel an ihrem Gürtel ein Stück Käse hervor, ein Rest vom Vortag, den sie sich aufgespart hatte. Byla wollte sie noch zurückhalten, aber da hatte Malina bereits zwei rasche Schritte nach vorn gemacht. Mit einem heiseren "Für dich!" hielt sie der Sklavin den Käse hin.

Überraschung war deren erste Reaktion, gleich darauf huschte ein Anflug von Dankbarkeit über ihr Gesicht, eine mitfühlende Seele getroffen zu haben. Sie streckte die Hand nach dem Käse aus. Plötzlich tauchten zwei weitere Hände auf, grob

und behaart, und während die eine Malina roh zur Seite stieß, schlug die andere ihr den Käse aus der Hand. Malina taumelte und stürzte zu Boden, kam aber sofort wieder auf die Beine. Getrieben von einer Wut, die sie selbst verblüffte, trat sie dicht vor den Wächter hin und spuckte ihm in sein blatternarbiges Gesicht. Der Mann stieß einen Fluch aus und hob die Peitsche zum Schlag, als Malina jäh gepackt und nach hinten gezogen wurde. Bevor sie es sich recht versah, stand sie in Deckung hinter mehreren Spandauer Frauen, allen voran Byla, die dem Wächter gegenüber eine drohende Haltung eingenommen hatte, obwohl sie ebenso wie die anderen vor Angst zitterte. Im nächsten Augenblick drängten sich mehrere Männer nach vorn und reckten dem Fremden drohend ihre Fäuste entgegen. Auch für Sklavenhändler gibt es Grenzen, schienen ihre Blicke zu sagen. Alle hielten die Luft an, und einen Moment stand der Wächter wie versteinert da. Dann trat er zur Seite, stampfte den Käse in den Sand und eilte davon.

Unter den Zuschauern machte sich Erleichterung breit. "Dem haben wir es gezeigt!", triumphierte Byla, gleichzeitig froh darüber, dass die Sache glimpflich abgegangen war. "Mögen die Götter dieses Pack mit Krankheit und Tod schlagen!", zeterte eine Stimme. Malina versuchte, einen letzten Blick auf die Sklavin zu erhaschen, aber diese war bereits inmitten ihrer Leidensgefährten verschwunden.

Die Sonne stand noch ein gutes Stück über dem Horizont, als der Zug auf den Weg einschwenkte, der zur Brandenburg und von dort weiter gen Westen führte. Es war eine gespenstische Musik, mit der er sich verabschiedete - das Klirren der Ketten, das herrische Rufen der Wächter, das Knallen der Peitschen. Wie Havelschiffe im Wind schaukelten die Tragekörbe auf den Schultern der Sklavinnen. Myslaw und Jablo hatten sich zu ihrer Schwester gesellt und blickten den Davonziehenden hinterher. Malina fand die Nähe ihrer Brüder wohlthuend angesichts der Kälte, die das Grauen hinterlassen hatte. Wie anders dieses Schicksal doch war als ihr eigenes Leben! Das bevorstehende Fest kam ihr in den Sinn, zu dem sie am nächsten Morgen aufbrechen würden. Das Beisammensein mit anderen Gästen, die heitere Stimmung, das gute Essen. "Die gehen zu keinem Fest mehr", murmelte sie mit belegter Stimme.

"Wo gehen die überhaupt hin?", wollte Jablo wissen.

Myslaw zuckte die Achseln. "Wer weiß. Es ist wie mit den Vögeln im Herbst: Wo fliegen sie hin, wenn sie uns verlassen? Bleiben sie in der Nähe, vielleicht nur ein

paar Tagesreisen entfernt? Oder fliegen sie weiter fort? Womöglich so weit, wie wir uns das gar nicht vorstellen können?"

"Und wie mag es dort aussehen, wo sie hinfliegen?", ergänzte Malina seine Gedanken. Und während sie auf den Wald starrte, der in diesem Moment den letzten Rest des Zuges verschluckte, fügte sie hinzu: "Wir werden es niemals erfahren. Nicht das Ziel der Vögel im Herbst. Und auch nicht das Ziel dieser Sklaven."

Von den Bäumen tropfte nächtlicher Regen, und Heinrich sehnte sich nach einem wärmenden Feuer. Warum nur hatte der Hauptmann von allen Bewaffneten auf der Brandenburg ausgerechnet ihm diesen Auftrag erteilt! Eine dringliche Nachricht für den Burgvogt in Spandau, weshalb er, Heinrich, noch am Nachmittag losgeritten war, obwohl er selbst mit dem schnellsten Pferd sein Ziel an diesem Tag nicht mehr hätte erreichen können. Er war gezwungen gewesen, die Nacht im Wald zu verbringen, und da ihm Kälte und Regen zugesetzt hatten, war er gleich beim ersten Tageslicht wieder aufgebrochen. Begegnet war er niemandem außer zwei Reisigsammlerinnen, zwei alten Frauen aus einer versteckten Hütte im Wald oder aus einem unsichtbaren Dorf. Die eine hatte ihn gleichgültig angesehen, die andere ihn als Unterdrücker ihres Volkes beschimpft, nicht ahnend, dass er - Sohn eines deutschen Kriegers und einer slawischen Magd - jedes ihrer Worte verstanden hatte.

Eine Rotte Wildschweine kreuzte in einiger Entfernung seinen Weg, danach war es wieder still bis auf das Zwitschern der Vögel und das Rauschen der Wipfel. Irgendwann machte der Wald einer sumpfigen Senke Platz, durch die ein Bohlenweg führte. Heinrich saß ab und nahm sein Pferd am Zügel. Zwergwüchsige Birken spiegelten sich in Tümpeln mit modrigem Wasser, schlanke Gräser wiegten sich im Wind, als würden sie ihm zuwinken. Heinrich musste an seine slawische Amme denken, die ihn großgezogen hatte, nachdem seine Mutter bei seiner Geburt gestorben war. "Gib acht vor dem Moor!", hatte sie ihn als Kind immer wieder gewarnt. "Im Moor leben böse Geister. Sie locken dich auf vielerlei Art, und wenn du ihnen folgst, schließen sie dich in ihre Arme und lassen dich nie wieder los." Ein Lächeln huschte über Heinrichs Gesicht, kamen ihm die Worte seiner Amme doch jedes Mal in Erinnerung, wenn er eine solche Stelle überquerte. Niemand hatte mehr Geister und Spukgestalten gekannt als sie, und obgleich er getauft war, hatte sie nichts von dem Versuch abhalten können, ihm diese Welt nahezubringen.

Das Brechen einer Bohle unter seinen Füßen riss Heinrich aus seinen Gedanken. Schwarzbrauner Schlamm kroch über die Bruchstelle, zäh und gefährlich. Er packte den Zügel seines Pferdes fester und beschleunigte seine Schritte, bis sie nach einem letzten Wegstück wieder auf festem Grund standen. Er zog sich in den Sattel. Die Worte seiner Amme waren nicht die einzige Erinnerung, die er mit dem Moor verband. Es gab noch eine weitere aus späterer Zeit, gut vier Jahre lag das Geschehen zurück. Damals war er zusammen mit anderen Kriegern der Brandenburg gegen einen Slawenstamm ausgerückt, eine Bestrafung von Aufsässigen, die den Deutschen die Abgaben verweigert hatten. Viel Blut war damals geflossen. Slawenblut - das Blut seiner Mutter und seiner Amme. Seine Männer hatten die Anführer ins Moor getrieben, darunter einen mit Frau und drei Kindern. Nach ihrem Sieg waren sie alle auf die Brandenburg zurückgekehrt und hatten zwei Tage lang gefeiert. Er selbst hatte sich daran beteiligt, hatte gegessen und getrunken, und einige Male hatte er auch gelacht. Aber seine Seele war wie betäubt gewesen, und tausend Gedanken hatten ihn um den Schlaf gebracht.

Heinrich lenkte sein Pferd um einen abgebrochenen Ast herum. In diesem Moment zerriss ein Schrei die Stille. Der Schrei eines Mannes - langgezogen und durchdringend bis ins Mark. Heinrichs Blicke tasteten umher, während er mit angehaltenem Atem lauschte. Nicht weit entfernt machte der Weg eine Biegung und verschwand hinter Bäumen, die an dieser Stelle dicht wie eine Wand standen. Von dort musste der Schrei gekommen sein. Mit einem raschen Satz saß Heinrich ab und führte sein Pferd ins Unterholz. Dann schlich er vorwärts. Als er hinter die Biegung sehen konnte, erblickte er auf einer Anhöhe einen Halbwüchsigen - einen Wachtposten, wie es schien, der die Umgebung beobachtete. Hinter dem Posten waren die Stimmen mehrerer Männer zu hören, alle klangen freudig erregt, gelegentlich ertönte verhaltenes Lachen. Heinrich tastete nach seinem Schwert. Gebückt hielt er auf die Anhöhe zu, sorgsam darauf bedacht, jedes Geräusch zu vermeiden. Als er seinem Ziel nähergekommen war, vernahm er ein Stöhnen, anhaltend und heiser. Dann wieder ein Lachen. Er schlich weiter, kroch unter einem umgestürzten Baum hindurch und umging dichtes Buschwerk, bis er die Anhöhe erreichte. Nicht weiter als einen Steinwurf entfernt standen mehrere Männer. Sie waren nach Slawenart gekleidet, ihre Füße steckten in Schuhen aus geflochtenem Stroh, fast alle trugen Fellkappen. Etwas abseits hockte ein Junge neben einigen Ziegen. Offenbar handelte es sich um eine Gruppe von Bauern. Einer der Männer hatte einen angespitzten Ast in der Hand.

Er hielt ihn wie eine Lanze, wobei seine Augen ebenso wie die seiner Begleiter auf den Waldrand gerichtet waren, von dem das Stöhnen herüberdrang. Heinrich vergewisserte sich ein weiteres Mal, dass der Wachtposten ihn nicht bemerkt hatte, dann tastete er sich noch näher heran. Was er sah, ließ ihm den Atem stocken.

Der Sklavenzug vom Vortag war nur noch Erinnerung, die Empörung über die Willkür der Wächter und die Überheblichkeit der Händler waren verraucht - das Einzige, was seit dem morgendlichen Aufbruch in Spandau die Gespräche Malinas und ihrer Brüder beherrschte, waren das bevorstehende Fest und die Freuden, die es versprach.

"Und Wettkämpfe machen sie auch, nicht wahr, Myslaw?" Jablos Stimme ließ erkennen, dass er nichts anderes erwartete als ein Ja.

"Bestimmt tun sie das. Laufen und Ringen gehören einfach dazu. Und mit dem Speer auf ein Ziel werfen auch. Und nicht zu vergessen das Apfelschießen."

Jablo strahlte. "Beim Frühlingsfest war ich der Beste im Ringen. Keiner war stärker als ich. Selbst Dalik ..."

"Aber beim Laufen warst du der Letzte", fiel Malina ihm gut gelaunt ins Wort. "Dabei ist das Laufen wichtig. Stell dir vor, du bekommst Streit mit jemandem, der kräftiger ist als du. Dann ist es völlig gleichgültig, wie gut du im Ringen bist. Dann musst du weglaufen."

"Pah, was verstehst du schon davon!", ereiferte sich Jablo. "Ich laufe vor niemandem weg, das kannst du mir glauben. Niemals."

"Auch nicht vor wilden Tieren? Was machst du, wenn dir auf einmal ein Bär den Weg verstellt oder ein Wolf? Oder wenn gar ein Auerochse vor dir steht? Willst du mit denen auch ringen?"

Jablo spähte in den Wald. "Ein Auerochse?"

"Nicht in dieser Gegend", mischte sich Myslaw ein. "Hier wirst du kaum einen treffen. Aber ein Stück weiter vielleicht, wenn wir den Brandenburger Weg verlassen und nach Norden abbiegen. Dort ist der Wald nicht mehr so dicht wie hier. Njedamir ist vor einigen Jahren einem solchen Ungeheuer begegnet. Plötzlich stand der Auerochse da, schwarz wie die Nacht und mit ausladenden Hörnern. Mit denen kann er einen aufspießen und durch die Luft wirbeln. Auerochsen haben das Böse im Leib. Deshalb hat Njedamir kehrt gemacht und ist gerannt, so schnell er nur konnte." Myslaw suchte in seiner Erinnerung. "Als ich so alt war wie du, habe ich erlebt, wie sie

einen Auerochsen in einer Grube gefangen haben. Und bei der Brandenburg sollen sie vor vielen Jahren einen mit Speeren getötet haben. Nur mit Speeren, das muss man sich mal vorstellen. Ein solch gewaltiges Tier."

Jablo schwieg, merklich beeindruckt von dem Gehörten. Malina unterdrückte ein Grinsen. Bald nach Tagesbeginn waren sie aufgebrochen. Inzwischen stand die Sonne hoch am Himmel, aber die ganze Zeit über hatte Jablo seinen Redefluss kaum unterbrochen. Immer wieder war er auf das Fest zu sprechen gekommen, und nach allem hatte er sich erkundigt: nach dem Ablauf, den zu erwartenden Gästen, dem Essen, dem Singen und ob man zum Tanz aufspielen würde. Zum Tanz ... Schon der Gedanke daran reichte aus, um ein Lächeln auf Malinas Gesicht zu zaubern. Die Tänze ihres Volkes, an denen sich alle Anwesenden beteiligen würden. Auch Männer im heiratsfähigen Alter. Vielleicht würde ja einer dabei sein, der ihr gefiel, und der seinerseits ein Auge auf sie warf. Feste waren schon immer auch Heiratsmärkte gewesen, und wer sich nur genug Mühe gab, konnte leicht Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sie selbst hatte sich Mühe gegeben. Sie trug ihr gutes Kleid, und an den Füßen steckten neue Schuhe, nachdem die alten löchrig geworden waren. Dazu hatte sie ihr schönstes Band ausgewählt, mit dem sie die langen honigfarbenen Haare zusammenhielt und an dem nach Slawenart zwei Schläfenringe baumelten.

In ihre Tagträumereien versunken, wäre Malina beinahe in eine Pfütze getreten, die der nächtliche Regen hinterlassen hatte. Jablo hatte ihre Abwesenheit bemerkt. Er grinste. "Vielleicht gibt es auf dem Fest einen, der dich haben will."

Seine Schwester warf ihm einen überraschten Blick zu, dass er ihre Gedanken erraten hatte, und suchte nach einer Antwort, aber Myslaw kam ihr zuvor.

"Du solltest dich besser mit deinen eigenen Angelegenheiten befassen!", wies er seinen Bruder zurecht. "Unsere Schwester wird einen Mann bekommen, wenn ich es für richtig halte. Schließlich trage ich die Verantwortung für sie."

Jablo übergang die Belehrung, die er schon allzu oft gehört hatte. "Vielleicht bekommt sie ja einen wie den Mühlsteinhändler, der kürzlich bei uns war. Er hat mir alles über seine Steine erzählt. Einer wie der kann sich die schönste Frau aussuchen, denn er kommt überall hin. Heute ist er hier und morgen dort. So lernt er sie alle kennen."

"Als wäre es gut, jeden Tag an einem anderen Ort zu sein", knurrte Myslaw, dessen gute Stimmung durch das ungeliebte Thema einen Dämpfer erfahren hatte. "Natürlich muss ein Mühlsteinhändler umherziehen, schließlich brauchen alle seine

Steine. Aber sollten wir es ihm deshalb gleichtun? Nein, wir gehören an den Ort, an dem wir geboren wurden und an dem schon unsere Vorfahren gelebt haben. Was für die gut war, kann für uns nicht schlecht sein. Woanders leben ohnehin nur Fremde, mit denen wir nichts zu tun haben wollen." Er unterstrich seine Abneigung mit einem entschiedenen Kopfschütteln. "Wäre es der Wille der Götter, dass wir in der Welt umherwandern - sie hätten uns längere Beine gegeben."

"Aber vielleicht findet Malina bei uns keinen Mann. Vielleicht will sie hier keinen haben. Dann bleibt sie allein. Und Kinder hat sie dann auch nicht."

"Ich finde einen Mann!", fauchte Malina, aufgebracht über den Gedanken, der sie selbst immer häufiger umtrieb. Und unter dem sie litt, vor allem, seit sie den Glanz in Bylas Augen gesehen hatte. Aber was verstand ihr kleiner Bruder schon von solchen Dingen, wenn selbst dem älteren das Verständnis dafür fehlte! Sie wollte das Gespräch auf ein anderes Thema lenken, aber noch bevor sie dazu kam, vernahm sie auf einmal ein Geräusch. Auch ihre Brüder hörten es. Es war ein lautes Geräusch, lang gezogen und furchteinflößend. Augenblicklich blieben alle drei stehen.

"Was war das?", flüsterte Jablo erschrocken.

"Ein Schrei ...", antwortete Malina. "Dort vorn ... hinter der Biegung."

"Runter vom Weg, aber schnell!", zischte Myslaw, während er Jablo bereits am Arm packte und mit sich ins Unterholz zog. Malina hastete hinterher. Niedergekauert verharrten sie einen Moment. Dann griff Myslaw nach seinem Messer. "Lasst uns vorsichtig weitergehen. Wenn ihr jemanden seht, werft euch flach auf den Boden! Sollte es gefährlich werden, kehren wir um."

Die Deckung der Bäume ausnutzend, schlichen die drei vorwärts. In einem Gebüsch verfang sich einer von Malinas Schläfenringe, aber mit Jablos Hilfe gelang es ihr, sich zu befreien. Plötzlich tauchte in kurzer Entfernung vor ihnen ein Mann auf. Malina erstarrte und tastete nach Myslaw. Jablo folgte der Aufforderung seines Bruders und warf sich zu Boden. Doch der Mann erwies sich als friedlich. "Ihr braucht keine Angst zu haben", rief er ihnen mit gedämpfter Stimme zu. "Wir sind Brüder. Keine Feinde. Ihr habt nichts zu befürchten."

Myslaw lockerte den Griff um sein Messer.

"Ich heiße Jerost", stellte der andere sich vor, nachdem er sich genähert hatte. "Ich gehöre zum Stamm der Heveller wie ihr. Sie haben mich als Posten aufgestellt, damit es keine Überraschungen gibt."

"Als Posten aufgestellt?" Myslaw legte die Stirn in Falten. "Wieso als Posten? Und was heißt: keine Überraschungen? Was geht hier vor? Und was war das für ein Schrei?"

Sein Gegenüber gab sich geheimnisvoll. "Folgt dem Weg. Nur ein kurzes Stück noch, dann werdet ihr alles sehen. Ich bleibe hier. Ich muss aufpassen."

Der Mann verschwand hinter dichtem Buschwerk, und die drei kehrten auf den Weg zurück. In gespannter Erwartung liefen sie weiter.

"Ich habe Angst", flüsterte Jablo.

Malina warf ihm einen aufmunternden Blick zu, obwohl sie sich ebenfalls unwohl fühlte. Gleich darauf wechselte der Weg die Richtung.

Myslaw sah den Gekreuzigten als Erster. Eingerahmt von zwei Mönchen, von denen jeder an einen Baum gefesselt war, hing er an einem Stamm, der mittels eines quer angebundenen Astes in ein Kreuz verwandelt worden war. Sein Körper war nackt bis auf einen Schurz um die Lenden, seine Hände und Füße hatte man mit derben Stricken am Holz festgezurr. Das Gesicht des Mannes glich einer Grimasse und spiegelte die Schmerzen wider, die er litt. Während er halb erstickte Gebete hervorstieß, suchten seine Augen den Himmel. Auf der rechten Seite, knapp oberhalb seines Schurzes, klaffte eine Wunde, aus der Blut auf den Waldboden tropfte.

"Schau ihn dir an, Bruder - ein Deutscher, der aussieht wie sein eigener Gott!"

Myslaw löste den Blick von dem Gekreuzigten. Aus einer Gruppe Männer war ein Rotbärtiger mit einem abgetragenen Kittel und einer Fellkappe auf dem Kopf an ihn heran getreten. In der Hand hielt er einen angespitzten Ast, dessen vorderer Teil mit Blut beschmiert war.

Ein Gefühl von Genugtuung machte sich in Myslaw breit, gemischt mit Anerkennung für diejenigen, denen dieser kühne Streich gelungen war. "Genau so sieht er aus, Bruder - wie sein eigener Gott. Wenn die Deutschen ihn finden, werden sie toben vor Wut!"

Der Rotbärtige grinste. "Eine glückliche Fügung. Wir waren gerade auf dem Weg zum Markt, da kommen uns diese drei Mönche entgegen. Keine bewaffneten Begleiter, nur diese drei. Was für eine Gelegenheit! An Widerstand haben sie gar nicht erst gedacht. Hätte ihnen ohnehin nichts genützt."

"Gut, dass wir die Ziegen dabei hatten", meldete sich ein anderer zu Wort. "So hatten wir genügend Stricke für die drei. Obwohl Nägel besser gewesen wären ..."

Raues Gelächter antwortete ihm. Ein Blondschoopf wedelte mit einem Silberkelch in der Hand zu dem Gekreuzigten hinüber, dem das Beten zusehends schwerer fiel. "Verpass ihm noch einen Stoß!", drängte er den Rotbärtigen. "Dann kann er seinem Gott Guten Tag sagen."

"Oder seinem Teufel", witzelte der Aufgeforderte. Er hob die Lanze, zielte auf den am Baumkreuz hängenden Körper und wollte gerade zustoßen, als ein entsetztes "Nein!" ihn innehalten ließ. Er drehte den Kopf. Wenige Schritte entfernt stand Malina, kreidebleich im Gesicht. Als er sie ansah, schlug sie die Augen nieder. Frauen, das wusste sie, hatten zu schweigen, wenn es um Männersachen ging. Aber sie wollte nicht schweigen. Konnte es nicht angesichts dieser Grausamkeit. Sie nahm all ihren Mut zusammen und blickte dem Rotbärtigen gerade ins Gesicht. "Er hat genug gelitten", brachte sie heiser hervor. "Er ist nicht nur ein Deutscher, er ist auch ein Mensch."

Myslaw machte einen schnellen Schritt auf seine Schwester zu, doch der Rotbärtige hielt ihn zurück. "So, so, er ist auch ein Mensch", wiederholte er gedehnt. Dann verzerrte sich sein Gesicht, und Hass trat in seine Augen. "Weißt du, was Menschen wie dieser gemacht haben? Ich will es dir sagen, mein Täubchen: Sie haben mir meine Frau genommen, und das auf eine so widerliche Art, dass dir übel würde, wollte ich dir davon berichten. Und meine einzige Tochter haben sie ebenfalls auf dem Gewissen. Sie war gerade so alt wie der da." Seine Hand zeigte auf Jablo. "Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte zu erzählen, aber glaub mir: Seit ich die beiden sterben sah, gab es für mich nur noch einen einzigen Gedanken - Rache! Und endlich habe ich eine Gelegenheit dazu gefunden. Sollte ich irgendwann eine weitere finden, so werde ich sie ebenfalls nutzen. Diese Deutschen sind ein grausamer Stachel in unserem Fleisch. Nur wenn wir ihn ausreißen, können wir leben."

Malina wollte zu einer Entgegnung ansetzen, aber die finstere Entschlossenheit ihres Gegenübers ließ sie verstummen. Sie trat zu Jablo und drehte ihn von dem Gekreuzigten weg, so dass er ihn nicht länger vor Augen hatte. Doch wieder hatte sie die Rechnung ohne die anderen gemacht. Diesmal war es Myslaw, der eingriff. "Nur durch eigenes Erleben kann er lernen, wo er steht!", fauchte er seine Schwester an. Und an Jablo gerichtet, fügte er hinzu: "Sieh ihn dir nur genau an!"

In Malinas Kopf schwirrten die Gedanken. Sie dachte daran, wie übel die Deutschen ihrem Vater mitgespielt hatten und an all ihre anderen Schandtaten, aber dennoch hatte sie das Gefühl, dass gerade Unrechtes geschah. Doch sie war allein

mit ihrer Ansicht, und es war der Wille der anderen, der das Geschehen bestimmte. Schon wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit von ihr ab und stattdessen dem Blondschof zu, der erneut mit dem erbeuteten Silberkelch in der Luft herumwedelte. "Eines Tages werden wir ihren Oberpriester von der Brandenburg kreuzigen", rief er und ballte die Faust.

"Und ihren Markgrafen hängen wir gleich daneben", ergänzte ein anderer. "Einen schöneren Anblick kann ich mir gar nicht vorstellen."

"Am besten schnappen wir uns jeden Tag einen Deutschen", spann sein Nebenmann den Faden weiter. "Dann sind wir sie am Ende alle los. Mitsamt ihrem toten Gott, den sie vor sich hertragen wie ein mannstolles Weib seine Brüste und den wir ebenso wenig brauchen wie einen Kropf."

"Ihr irrt euch", ertönte in diesem Moment eine Stimme. Sie klang düster, als käme sie aus einem Grab.

Augenblicklich warfen alle die Köpfe zu der Stimme herum. Sie gehörte einem der beiden Mönche neben dem Baumkreuz. Offensichtlich beherrschte er ihre Sprache. "Glaubt mir, ihr befindet euch in einem großen Irrtum. Ihr mögt noch manchen von uns in eure Gewalt bringen, und vielleicht werdet ihr auch noch weitere abscheuliche Untaten begehen wie diese hier" - sein Blick suchte den Leidenden -, "aber das wird euch nicht zum Nutzen gereichen, denn die Wahrheit werdet ihr niemals besiegen. Gott ist die Wahrheit! Der allmächtige Gott, der seinen eigenen Sohn geopfert hat, um die zu erlösen, die an ihn glauben. Er allein ist das Licht, eure Götzen hingegen verkörpern die Finsternis. Ohnmächtige Bildnisse sind sie, aus Holz geschnitzt, das man ebenso gut für Abtritte hätte verwenden können. Deshalb fordere ich euch auf: Lasst ab von eurem Weg des Unheils, denn dieser Weg wird euch geradewegs in die Hölle führen, wo Heulen und Zähneklappern euch erwarten und Strafen, die noch um vieles schrecklicher sein werden als ..."

Weiter kam er nicht, denn schlagartig veränderte sich die Szene. Ein Ruf ertönte, und etliche Männer sprangen hinter den Büschen hervor, stürzten sich auf die Slawen, und noch bevor diese aus ihrer Erstarrung erwachten, lagen die ersten zwei von ihnen am Boden.

"Los, weg von hier!", schrie der Rotbärtige und hetzte zusammen mit den anderen fort. Myslaw riss den blutverschmierten Ast hoch, den der Rotbärtige hatte fallen lassen, und zielte damit auf einen heranstürmenden Angreifer, verfehlte diesen

jedoch, drehte sich blitzschnell um und rannte ebenfalls davon, dicht gefolgt von Jablo, dem der Anblick der schwer bewaffneten Fremden Flügel verlieh.

Auch Malina rannte um ihr Leben. Sie hatte die Angreifer sofort erkannt, und eine entsetzliche Furcht hatte sie erfasst. Nichts nahm sie mehr wahr, weder das Keuchen der Verfolgten noch das Klagen der bereits Eingefangenen, ja, selbst die verzweifelten Schreie Jablos hörte sie nicht, der einem der Fremden direkt in die Arme gelaufen war. Mit fliegendem Atem setzte sie über Hindernisse hinweg und stürmte durch dorniges Buschwerk, das ihr die Kleider zerriss und ihre Haut mit blutigen Striemen überzog, nur tiefer hinein in den Wald und fort von der Gefahr, so schnell sie nur konnte. Wie Messer spürte sie die Blicke der Verfolger im Rücken. Angstschweiß lief ihr über die Stirn, Äste peitschten ihr brennendes Gesicht, aber dennoch zwang sie sich, noch schneller zu laufen. Sie wechselte die Richtung, schlug Haken und hastete weiter, immer weiter, bis sie nach einem abermaligen Richtungswechsel in einiger Entfernung den Gekreuzigten vor sich sah. Wie ein Knüppelhieb traf sie die Erkenntnis, dass sie im Kreis gelaufen war. Plötzlich packte eine unsichtbare Hand ihren Arm und zog sie nach hinten. Malina wollte schreien, doch ehe sie einen Laut hervorbrachte, presste sich eine zweite Hand auf ihren Mund. Verloren, fuhr es ihr durch den Kopf, ich bin verloren, sie haben mich in ihrer Gewalt. Im nächsten Augenblick zerrten die Arme sie zu einem Baum und zwängten sie in eine Höhlung, die ein Blitz geschlagen hatte. Gleich darauf erkannte sie im Halbdunkel ein Gesicht, und noch im selben Moment wusste sie, dass es kein feindliches war.

"Hab keine Angst!", flüsterte der Unbekannte.

Ihr Nicken brachte ihn dazu, sie freizugeben. Keuchend lauschte sie. Von draußen drangen Rufe in die Baumhöhle, offensichtlich waren die Sklavenjäger weiter hinter ihr her. Malina drängte sich tiefer in den Spalt und drückte sich dabei noch enger an den Fremden, der schützend die Arme um sie legte, als sei dies das Selbstverständlichste der Welt. Obwohl die Angst ihr beinahe den Verstand raubte, nahm sie seine Atemzüge wahr. Sie waren ruhig und gleichmäßig und verrieten einen Mann, der sich nicht zum ersten Mal in großer Gefahr befand. "Die Kerle werden die Suche bald aufgeben", raunte er ihr zu.

Doch das taten sie nicht. Vielmehr schienen sie entschlossen zu sein, ihren Gefangenen nicht nur einige slawische Bauern, sondern auch eine junge, hübsche Frau hinzuzufügen.

Malina brachte die Lippen dicht an das Ohr ihres Helfers. "Wer bist du?", wollte sie wissen.

Ein kaum vernehmbares "Heinrich. Ein Deutscher", war die Antwort.

Plötzlich vernahmen sie Schritte, die sich rasch näherten, und Heinrich zückte seinen Dolch. Gleich darauf schob ein Mann den Kopf in ihr Versteck und sah sie. Doch noch bevor er rufen und die anderen Verfolger auf seine Entdeckung aufmerksam machen konnte, trieb Heinrich ihm mit einem raschen Stoß den Dolch in die Kehle. Mit einem gurgelnden Laut sackte der Mann zusammen.

"Schnell, wir müssen von hier verschwinden!", stieß Heinrich hervor. "Wenn sie uns mit ihm finden, werden sie uns übel mitspielen."

Er verließ die Baumhöhle, und Malina folgte ihm. Kurz sah sie ihn an. Er hatte ein gutmütiges Gesicht und Augen, die ihr vertrauenswürdig erschienen. Seine Kleidung bestätigte ihr, dass er ein Deutscher war. Ein Deutscher, der ihre Sprache beherrschte und der gerade für sie sein Leben aufs Spiel setzte! Für eine Slawin! Sein Drängen riss sie aus ihren Gedanken. Sie stieg über den Niedergestochenen und ließ sich fortziehen. Auf einmal erblickte sie hinter einer Eiche einen Schatten. Sie öffnete den Mund, um ihren Helfer zu warnen, aber es war zu spät. Hart schlug eine Faust zu, und wie ein gefälltter Baum stürzte Heinrich zu Boden. Gleich darauf war ein weiterer Verfolger heran. Und während Malina noch mit schreckgeweiteten Augen auf den Bewusstlosen starrte, wurde sie auch schon von starken Armen gepackt.

Als Heinrich das Bewusstsein wiedererlangte, spürte er etwas Kaltes an seinem Hals. Es fühlte sich fest an und vermittelte ihm - ohne dass er sofort wusste, worum es sich handelte - einen Eindruck von Gewalt. Sein Kopf dröhnte. Als er die Augen öffnete, fiel sein Blick auf einen grau verhangenen Himmel, vor dem Baumkronen dunkle Muster zeichneten. Er wollte die Hand ausstrecken, um nach dem Kalten zu tasten, doch eine Fessel hinderte ihn daran. Mit einem Schlag war er hellwach. Als er sich aufzusetzen versuchte, wurde er von groben Händen auf den Boden gepresst. Dann bemerkte er, dass sich ein Mann mit einem Halseisen an ihm zu schaffen machte. Er hörte das metallische Kratzen eines Schlüssels in einem Schloss, nur eine Handbreit von seinem Ohr entfernt, und Panik stieg in ihm auf. Entschlossen spannte er alle Muskeln an und drückte mit einem Ruck gegen die Hände, die ihn niederhielten. Ein Peitschenhieb war die Antwort.

Schmerz durchzuckte ihn, und er biss die Zähne zusammen. Nur verzögert nahm er wahr, dass die Hände von ihm abließen. Er blickte zur Seite. Zwei Schritte neben ihm hing der Lederriemen auf die Erde hinab, der Stiel der Peitsche war von der Faust eines Mannes umschlossen, der ebenso fremdartig wie düster aussah und den Eindruck vermittelte, dass er nur allzu gern ein zweites Mal zuschlagen würde. Zögernd unternahm Heinrich einen erneuten Versuch, sich aufzurichten, und dieses Mal hinderte ihn niemand daran. Was er sah, war genau das, was er befürchtet hatte: Vor ihm, in Gruppen zwischen den Bäumen verteilt, lagerten Männer, Frauen und Kinder, alle mit Ketten zusammengeschlossen und von weiteren fremdartigen Männern mit Peitschen bewacht. Auch die Frau, der er zu Hilfe geeilt war, befand sich unter den Gefangenen. Sie saß mit ihren beiden Begleitern bei den Slawen, die den Mönchen so übel mitgespielt hatten. Angestrengt schaute sie zu ihm herüber, in ihrem Gesicht spiegelten sich Verzweiflung und Angst.

Schritte zu seiner Rechten ließen Heinrich den Kopf wenden. Die Herren der Sklaven. Händler aus einem fernen Land, wie er schon manche gesehen hatte, stets mit Abscheu, aber noch niemals mit Furcht wie in diesem Augenblick. Wortlos hielten sie auf die gefangenen Slawen zu. Diese streckten ihnen die gefesselten Hände entgegen und bettelten in einem vielstimmigen Chor um ihre Freiheit. Der Rotbärtige, eben noch den blutigen Ast in der Hand, kam auf die Beine und machte einen Schritt nach vorn, aber der gut gezielte Hieb eines Wächters trieb ihn zurück. Mit Fußritten zwangen die Bewacher die Sitzenden, sich nebeneinander aufzustellen. Gleich darauf schritten die Händler die Reihe ab und musterten jeden Einzelnen. Sie ließen ihn den Mund öffnen, prüften den Kopf und den Körper und die Beschaffenheit seiner Füße. Bei einem entdeckten sie eine schlecht verheilte Wunde, die sich quer über den Bauch zog. Kurz berieten sie sich, dann winkten sie zwei Wächter herbei. Und noch bevor der Mann begriffen hatte, was ihn erwartete, wurde er von diesen auch schon in die Mitte genommen und weggeführt.

Heinrich schloss die Augen. Mitnehmen wollten die Händler den Unglücklichen nicht, freilassen aber ebenso wenig, würde er ihnen doch womöglich Verfolger auf die Spur setzen. Die Zurückgebliebenen begannen zu wehklagen, einige flehten um Gnade, obwohl Gnade kaum zu erwarten war. Gleich darauf ertönte ein Schrei, ihm folgte ein zweiter, danach herrschte wieder Stille im Wald. Eine unheimliche, beinahe schmerzhaft Stille. Selbst die Vögel schienen verstummt zu sein. Früher Gehörtes ging Heinrich durch den Kopf: "Sklavenhändler machen keine Fehler, weil sie sich

Fehler nicht leisten können." Und: "Das Leben eines Menschen bedeutet ihnen weniger als ein Furz."

Eine Schwertspitze an seiner Kehle ließ Heinrich die Augen wieder aufschlagen. Vor ihm stand einer der Händler, wie es aussah ihr Anführer.

"Was für ein edelmütiger Mensch du doch bist!", höhnte er, zu Heinrichs Überraschung in deutscher Sprache. "Da rennt so ein Slawenweib durch den Wald, und sofort meinst du, sie beschützen zu müssen. Hättest du darauf verzichtet und dich gut versteckt, wärest du uns vermutlich nicht in die Hände gefallen. Aber nein - du ziehst es vor, den Helden zu spielen." Ein Ausdruck von Belustigung trat auf sein Gesicht, verflüchtigte sich aber gleich wieder. "Bedauerlich nur, dass dein Heldenmut einen meiner Männer das Leben gekostet hat. Noch dazu einen meiner besten. Es wäre nur gerecht, wenn ich dich dafür töten würde." Er verstärkte den Druck mit seinem Schwert. "Doch das werde ich nicht tun, denn für einen Toten bekomme ich kein Geld. Stattdessen wirst du uns begleiten. An unserem Ziel zahlt man gut für tapfere Männer."

Heinrich schluckte. "Aber ..."

"Aber was?", schnitt ihm der Händler das Wort ab. "Wolltest du sagen, wir dürfen dich nicht mitnehmen, weil du ein Christ bist? Ein deutscher Christ?" Er zog ein Schreiben hervor und warf es Heinrich vor die Füße. "Das haben wir in deinen Satteltaschen gefunden. Wir wissen, wer du bist. Du gehörst zu den Kriegern eines deutschen Markgrafen mit dem Namen Thiedrich von Haldensleben, leistest deinen Dienst auf der Brandenburg ab und warst gerade auf dem Weg in den Ort mit dem Namen Spandau. In einer dringenden Angelegenheit, wie aus dem Schreiben hervorgeht."

"Die Kirche verbietet es, Christen an die Heiden zu verkaufen", beehrte Heinrich auf, obwohl er wusste, dass es sinnlos war.

"Ich weiß. Gegen den Verkauf von Götzenanbetern hat deine Kirche nichts einzuwenden. Nur ihren eigenen Kindern möchte sie dieses Schicksal ersparen." Der Händler machte eine abfällige Geste. "Was deine Kirche verbietet oder nicht, ist ihre Sache. Meine Sache ist das Geschäft. Deshalb nehme ich dich mit." Sein Blick gewann etwas Raubtierhaftes. "Und denke nicht, du könntest uns Schwierigkeiten bereiten! Bald werden wir die Brandenburg erreichen, doch du wirst sie nicht zu sehen bekommen. Wir werden dich in einem großen Bogen um sie herum führen. Ein nicht unerheblicher Aufwand, aber du bist es uns wert. Und was die Zeit danach anbe-

langt, rate ich dir dringend, dich zurückzuhalten. Denn wenn du uns zu schaden versuchst, schadest du ihr."

Der Sklavenhändler deutete auf Malina, die den Wortwechsel mit weit aufgerissenen Augen verfolgte, auch wenn sie nicht verstand, worum es ging. "Wir werden noch einige Zeit in den Ländern der Christen unterwegs sein und dabei immer wieder Menschen begegnen, darunter womöglich Bewaffneten, die uns zahlenmäßig überlegen sind. Solltest du der Versuchung erliegen, ihnen mitzuteilen, dass du ein Christ bist, so werden wir dich schwerlich daran hindern können. Und sollten sie deine Freilassung fordern, so werden wir unser Bedauern ausdrücken, dass wir irrtümlicherweise einen Christen mitgenommen haben, und schon bist du ein freier Mann. Bei ihr hingegen" - er wies abermals auf Malina - "ist das ganz anders: Sie bleibt in unserer Gewalt. Mit ihr können wir anstellen, was wir wollen. Und solltest du ihr etwa zu Hilfe geeilt sein, um sie später Wölfen oder Bären zu überlassen? Oder vielleicht meinen Männern?"

Die Schwertspitze drückte noch stärker gegen Heinrichs Kehle, und ein Faden Blut lief an seinem Hals hinunter. Er bemerkte es nicht.

"Im Übrigen gibt es auch die Möglichkeit, dass du dich vergeblich an andere wendest. Es könnte ja sein, dass du ihnen gleichgültig bist und wir dich nicht freigeben müssten. Für diesen Fall merke dir gut, was ich dir sage: Es gibt einen Weg, den Wert eines Sklaven um ein Vielfaches zu erhöhen, indem man ihn eines Körperteils beraubt. Eines, mit dem man eine Menge Spaß haben kann, unter uns Männern gesagt. Keine schöne Angelegenheit für den Betroffenen, aber gut für uns, denn ein solcher Eingriff bringt sehr viel Geld. Vorausgesetzt natürlich, der Sklave überlebt ihn. In den nächsten Wochen erreichen wir eine Stadt, in der man Eingriffe dieser Art vornimmt. Hältst du den Mund, wird dir nichts geschehen. Reißt du ihn auf und musst trotzdem bei uns bleiben, wirst du es bereuen. So wahr ich Ibrahim ben Isaak Al-Tartuschi heiße!"

Die Worte waren längst verklungen, als Heinrich von einem Peitschenstiel aus seinen Gedanken gerissen wurde. Ihn schwindelte, als er aufstand. Rohe Hände packten ihn und ordneten ihn in eine Reihe ein. Zwei Ketten wurden an seinem Halsring befestigt, eine vorne und eine hinten, und mit den Ringen zweier Männer verbunden. Ein Wächter überprüfte seine Handfesseln. Wie versteinert stand Heinrich inmitten der Gefangenen, als habe man ihn der Fähigkeit beraubt, sich zu bewegen. Schließlich gab der Anführer das Zeichen zum Aufbruch, Heinrich wurde von seinem

Vordermann unsanft nach vorn gezerrt, und der Marsch in eine ungewisse Zukunft begann.

Es gibt viele Gründe, die einen Menschen dazu bewegen, seine Trägheit aufzugeben und sich in Bewegung zu setzen - etwa die Notwendigkeit, sich Nahrung zu beschaffen, die Sehnsucht nach einem geliebten Menschen, um Häuser zu bauen, Tote zu begraben oder Feste vorzubereiten, und mitunter mag es auch erforderlich sein, sich eines Feindes zu erwehren. Ganz anders dagegen verhält es sich bei einem Sklaven. Für ihn gibt es nur drei Gründe, die ihn antreiben: die Peitsche seines Herrn, die Kette, die ihn in eine vorgegebene Richtung zwingt, und der Wille zum Überleben.

Auch für Heinrich galt diese Beschränkung fortan, ebenso wie für Malina und ihre Brüder. Alle vier waren sie zu Gliedern jenes menschlichen Tausendfüßlers geworden, der sich mal schneller, mal langsamer durch die Landschaft quälte, genauso unaufhaltsam wie die am Himmel dahinziehenden Wolken. Gesprochen wurde während des täglichen Marsches nur wenig. Für gewöhnlich redeten lediglich die Händler miteinander, die auf ihren Pferden vorneweg ritten, oder die Wächter erteilten Befehle. Die Sklaven hingegen schwiegen. Den Blick starr auf den Nacken des Vordermanns gerichtet, durch die Kette fest miteinander verbunden, liefen sie über ausgetretene Waldwege, stolperten steinige Pfade entlang oder stapften durch knöcheltiefen Schlamm, den ein Regen hinterlassen hatte. Gut war es, wenn die Kette durchhing, eine Erfahrung, die auch die Neulinge schnell machten. Zog sie sich straff, weil der Vordere zu schnell ging oder der Hintere nicht nachkam, so ruckte der Halsring gegen das Genick oder presste sich an die Kehle, die rot und entzündet waren von der ständigen Reibung des Eisens gegen das Fleisch. Stehen zu bleiben verbot sich unter diesen Bedingungen, denn stehen zu bleiben bedeutete Schmerz. Und deshalb lief jeder, so gut er es konnte.

Laufen und laufen und immer weiter laufen, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang, bis zu dem Nachtlager irgendwo im Wald, hart und kalt, mitunter auch feucht, bevor am nächsten Morgen alles von neuem begann. Tagsüber begegneten ihnen Menschen. Oft waren es Bauern aus einem nahe gelegenen Dorf, wandernde Handwerker oder reisende Händler; manchmal preschten Boten auf schnellen Pferden vorbei, die ein hoher Herr oder die Ratsmannen einer Stadt ausgeschickt hatten; dann wieder zogen Pilger zu einem Gnadenort oder Kranke zu einem Wun-

derheiler, von dem sie sich eine Linderung ihrer Leiden erhofften. Scheu wichen die meisten vor den Gefangenen zur Seite, wenn sie nicht gar Hals über Kopf die Flucht ergriffen wie vor einem lebensbedrohenden Strudel, der sie einzusaugen drohte. Die Sklaven wiederum wendeten nur stumm ihre Köpfe und warfen den anderen leere Blicke zu, bis diese vorüber waren und sich erneut das Gefühl vollständiger Verlassenheit bei ihnen einstellte.

Drei Tage hinter Magdeburg kam es zu einer Begegnung, in deren Verlauf bei vielen Sklaven Hoffnung auf eine Befreiung aufkeimte. Vor einem schmalen Steg, der einen schnell fließenden Bach zwischen zwei Siedlungen überbrückte, hatte der Sklavenzug angehalten. Aus sicherer Entfernung beobachteten die Bewohner das Geschehen. Die Händler stiegen von ihren Pferden und wollten die Tiere eben ans andere Ufer führen, als von dort auf einmal Hufgetrappel zu ihnen herüber tönte. Gleich darauf brach eine Gruppe Reiter aus dem Wald hervor, an ihrer Spitze ein gut gekleideter Herr auf einem kräftigen Rappen, dem Anschein nach ein Adliger. Hinter ihm folgten bis an die Zähne bewaffnete, finster dreinblickende Gestalten. Unruhe erfasste die Händler, als die Fremden auf sie zupreschten. Eine Unruhe, die sich noch steigerte, als aus dem Wald immer mehr Reiter hervorquollen. Nun reckten auch die Sklaven ihre Hälse, um das Geschehen zu erfassen.

Die Spannung wuchs, als einer der Reiter auf den Steg zuhielt und den Sklavenhändlern ein barsches "Macht Platz!" zurief. Die Aufgeforderten zögerten, traten dann aber mit ihren Tieren zur Seite und gaben den Weg frei. Der Reiter saß ab und führte sein Pferd über den Engpass. Nun setzten sich auch seine Begleiter in Bewegung, angeführt von dem Adligen, einem sichtlich übel gelaunten Hünen, dessen Haltung deutlich zum Ausdruck brachte, dass er nichts auf der Welt mehr verachtete als Sklavenhändler. Ohne diese auch nur eines Blickes zu würdigen, überquerte er mit seinem Rappen das Wasser. Als er die Lasten der Packtiere und die Tragekörbe der Sklavinnen bemerkte, hellte sich seine Miene auf. Erwartungsvoll näherte er sich der nächststehenden Sklavin, beugte sich vom Pferd und langte in ihren Korb. Die Wächter fuhren mit den Händen an ihre Schwerter. Doch noch während sie diese aus den Scheiden zogen, blitzten ihnen auch schon die ersten Klingen entgegen, und mit jedem Bewaffneten, der den Steg hinter sich ließ und wieder auf festen Boden trat, kam ein weiteres scharf geschliffenes Schwert hinzu.

Eine Bewegung ging durch die Reihen der Sklaven, denen das Kräfteverhältnis zwischen den eigenen Bewachern und der Gefolgschaft des Adligen - eine halbe

Hundertschaft mochte es sein - nicht verborgen geblieben war. Schon hofften die ersten auf Befreiung. Erst zaghaft, dann mutiger, reckten sie den Fremden die Hände entgegen und flehten um Hilfe, bis sie begriffen, dass diese sich nicht im Geringsten um ihr Los scherten. Wie eine Krähe in einem Kadaver wühlte der Adlige in dem Korb und beförderte den Inhalt ans Tageslicht: Felle aus den endlosen Weiten der russischen Wälder, darunter Marder, Zobel und Hermelin. Grinsend entblößte er ein paar schief gewachsene Zähne und wendete sich einem Maultier zu. Das gleiche Spiel wie zuvor begann, während die Händler in ohnmächtiger Wut die Fäuste ballten. Aus dem Sack, der über dem Rücken des Tieres hing, zog der Adlige weitere Felle hervor, darunter besonders wertvolle von schwarzen Füchsen. Einen Moment später hielt er einen Beutel in der Hand. Als er ihn öffnete, leuchtete ihm goldbrauner Bernstein entgegen. Mit einem freudigen Gesichtsausdruck winkte er zwei seiner Männer herbei und befahl ihnen, das Packtier beiseite zu führen und diesem zusätzlich zu dessen eigener Last den Korb der Sklavin aufzubürden. Und während die Händler sich noch in Ungewissheit verzehrten, ob die Sache damit erledigt war und der ganz große Kelch an ihnen vorübergehen würde, setzte sich der Adlige mit seinem Gefolge wieder in Bewegung. Gleich darauf war er mit seinen Männern im Wald verschwunden.

Erleichterung machte sich bei den Händlern breit, und sie priesen den Ewigen, der den Schaden nicht noch weiter hatte anwachsen lassen. Auch die Wächter atmeten auf, da ihnen ein aussichtsloser Kampf erspart geblieben war. Nur die Sklaven zeigten sich enttäuscht, bis Peitschenknallen die Luft zerriss und ihrem Jammern Einhalt gebot.

Eine Atempause brachte der Sabbat. Für die Händler - die mit der gleichen Selbstverständlichkeit diesen Tag heiligten, mit der sie über das Leben ihrer Gefangenen verfügten - war es jener Tag, von dem die Schrift verlangte: "An ihm darfst du keine Arbeit tun: du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin und dein Vieh." Für die Gefangenen hingegen war es ein Tag, dessen Name sie nicht kannten, den sie gleichwohl zu schätzen gelernt hatten, ja mehr noch, dem sie entgegen fieberten um des Wohls ihrer geschundenen Füße und ihrer ermatteten Körper willen. Der Zufall wollte es, dass der Sabbat diesmal in der Nähe einer Stadt seinen Anfang nahm. Die Händler hatten einen Rastplatz oberhalb des Flusses ausgewählt, der die Stadt berührte und der von einem dichten Schilfgürtel gesäumt war.

Nicht weit von dem Rastplatz entfernt befand sich eine Bucht mit Zugang zum Wasser. Während die Sklavenhändler sich auf den Weg in die Stadt machten, um den Tag im Kreis ihrer Glaubensbrüder zu verbringen, schlugen die Wächter das Lager auf. Es war wie an jedem Tag: Die Packtiere wurden von den Lasten befreit, die Sklaven mit Ketten an Bäume geschlossen, und Wasser wurde ausgeteilt. Zu Essen gab es das, was man unterwegs erworben oder irgendwelchen Bauern abgenommen hatte. Es war nicht viel, gerade ausreichend, um die Sklaven für die nächste Wegstrecke bei Kräften zu halten. Als die Abendsonne fast schon die Wipfel berührte, war alles für die Nacht bereit.

Heinrich lehnte mit dem Rücken am Stamm einer Ulme. Um ihn herum lagerten weitere Sklaven, darunter Frauen und Kinder, mit denen er sowohl tagsüber als auch während der Nacht zusammengekettet war. Malina hatte man nicht weit entfernt an einen anderen Baum angeschlossen, ebenso Jablo und auch Myslaw, der kürzlich in ihre Reihe übergewechselt war, nachdem die Wächter einen zu Tode erschöpften Knaben im Wald zurückgelassen hatten. Heinrichs Gesicht war der Bucht zugewandt. Obwohl der Tag sich dem Ende zuneigte, herrschte dort noch immer reges Treiben. Angeleitet von einem Mann hoch zu Ross, luden Bauern Hausteine von zwei Ochsenkarren ab und schleppten sie auf Tragen auf ein Schiff. Kommandos des Reiters begleiteten ihre Arbeit, die von gelegentlichen Flüchen unterbrochen wurden.

"Was machen die da?", wollte einer der Sklaven wissen, ohne dass seine Worte an einen Bestimmten gerichtet waren. "Warum schleppen sie diese Steine?"

Ein unwirsches "Was geht uns das an?" antwortete ihm.

"Vielleicht bauen sie eine Kirche", brummte Heinrich und dachte dabei an den gewaltigen Dom, den er ein Jahr zuvor in der Stadt Magdeburg gesehen hatte.

"Eine Kirche? Du meinst einen dieser Tempel, wie die Christen sie bauen? Dazu benutzen sie solche Steine?"

Heinrich wandte dem Fragenden den Kopf zu. Prebor, ein junger Bursche, der an derselben Kette lief wie er, vier Plätze vor ihm. Ein schlichter Mensch, aber vielleicht gerade deshalb einer der wenigen, die trotz ihrer düsteren Lage noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatten. Ein anderer Stamm war über sein Dorf hergefallen, hatte einige Bewohner getötet und die anderen in die Sklaverei verkauft. "Ja, einen Tempel, wie ihn die Christen bauen", bestätigte Heinrich. "Sie schichten Steine übereinander, setzen Fenster und Türen ein, überdecken den Bau mit einem Dach, und

das Ganze nennen sie dann eine Kirche. Allerdings sind nur wenige aus Stein gebaut. Die meisten bestehen aus Holz."

"Ich habe schon eine Kirche aus Stein gesehen", warf ein anderer ein. Er gehörte zu einer Gruppe, die ihr Schicksal einem Raubzug der Wikinger verdankte. "Es war in der Stadt Prag, wo sie uns an die Sklavenhändler verkauft haben. Diese Stadt ist groß. Dort gibt es einen solchen Tempel aus Stein."

Prebor kratzte sich ungläubig am Kopf. "Aber wenn sie so große Steine übereinanderschichten und auch noch Platz für Fenster und Türen lassen, wie hält das alles zusammen? Steine sind schwer, das weiß jeder. Ein solcher Christentempel müsste einstürzen. Außer" - ein weiteres Kratzen, diesmal nachdenklich -, "außer da wäre Zauberei im Spiel. Mit Zauberei wäre alles möglich. Aber mit so etwas wollte ich nichts zu tun haben."

"Mit Zauberei wirst du noch genug zu tun haben", ertönte eine Stimme hinter dem Baum. "Wart's nur ab - dort, wo man uns hinbringt, gibt es viele, die die schwarze Magie beherrschen. Die können alles. Wenn sie wollen, dass du einen Buckel hast - schwupp, hast du einen Buckel. Brauchen sie gerade einen Esel - schwupp, schon verwandeln sie dich in einen Esel. Alles können sie aus dir machen: einen Ochsen, eine Kröte, eine Ameise - einfach alles. Und bist du eine Ameise, zertreten sie dich, wenn's ihnen gefällt."

Auf dem Fluss fiel ein Stein von der Trage und polterte so heftig auf das Schiff, dass man meinen konnte, es würde zerbrechen. Lautes Schimpfen setzte ein.

"Meinst du, das machen die?" Prebor war noch eine Spur bleicher geworden, als er das nach den letzten Wochen ohnehin schon war. "Warum sollten die das tun?"

"Weil sie keine Menschen sind." Ein Kopf schob sich um den Baum, und die Stimme bekam ein Gesicht. Rytschek, das Opfer eines Raubzuges der Ungarn. "Menschen sehen aus wie du und ich: Kopf, zwei Arme, zwei Beine, helle Haut - alles wie bei mir und dir. Bei denen ist das anders. Ihre Haut ist schwarz wie die Nacht, und sie gehen nicht auf ihren Füßen durch die Welt, sondern auf ihren Händen. Und schlafen tun sie im Stehen. Andere laufen zwar auf den Füßen wie wir, aber sie haben riesige Ohren, die bis zur Erde reichen. In die hüllen sie sich zum Schlafen ein, als wären es Felle. Einer aus dem Nachbardorf hat's mir erzählt. Der wusste es von einem Händler, der diese Ungeheuer selbst gesehen hat." Rytschek beugte sich zur Seite, so weit seine Kette es ihm erlaubte. "Richtig sprechen können sie auch nicht.

Sie bellen wie Hunde. Und weil ich gerade von Hunden spreche - von denen wimmelt es dort. Sie sind groß, hat der Händler gesagt, viel größer als bei uns. Die füttern sie, und später essen sie sie auf. Als Futter für ihre Hunde nehmen sie Rehe und Hirsche, und manchmal ... ja manchmal füttern sie ihre Hunde auch mit Sklaven ..."

Zwei Knaben, die die Schilderung mit angehört hatten, begannen zu weinen. Eine Frau beschwor schluchzend den Beistand ihrer Götter. "Ich hab' gehört", mischte sich ein anderer in das Gespräch, "dass sie ihre Gefangenen für sich arbeiten lassen, Tag und Nacht, bis die armen Kerle vor Erschöpfung umfallen. Sind sie tot, besorgen sie sich andere, denn es gibt genügend davon. Aus allen Ländern lassen sie sich Sklaven bringen, manche von denen sind viele Jahre unterwegs. Alte wollen sie nicht, nur junge. Und kräftig müssen sie sein."

"Viele Jahre unterwegs?", griff einer den Faden auf. "Viele Jahre kann man gar nicht unterwegs sein. Oder sind wir etwa Ziegen an einem Pflock, die nur im Kreis gehen können? Nein, so lange geradeaus, das geht nicht. Geradeaus ist die Erde bald zu Ende." Wie zur Bestätigung nickte er mit dem Kopf, der weit mehr einem Totenschädel glich als dem eines Lebenden. Von seinem Herrn wegen eines vermeintlichen Diebstahls verkauft, litt er nicht nur unter der Trennung von Frau und Kindern, sondern ebenso unter all dem Schrecklichen, was er auf sich zukommen sah. "Das Ende der Erde ist ein Ort, zu dem nicht einmal die Vögel fliegen, denn die sind schlau. Sie wissen, dass dort die Unterwelt beginnt. Und die ist das Schlimmste, was man sich vorstellen kann. Nicht mehr lange, und wir werden dort sein, schließlich sind wir schon viele Wochen unterwegs. Vor jeder Wegbiegung ..." - seine Stimme begann zu zittern - "... vor jeder Wegbiegung habe ich Angst, dass es soweit ist. Und vor jedem Hügel denke ich, es könnte der letzte sein." Er schlug die gefesselten Hände vor die Augen und begann zu schluchzen.

Die anderen senkten betroffen die Köpfe. "Vielleicht sind wir ja nicht mehr so lange unterwegs", versuchte Prebor sich selbst und den anderen Mut zuzusprechen. "Vielleicht erreichen wir schon morgen unser Ziel ... bevor die Erde zu Ende ist und wir ..."

"So schnell erreichen wir ihr Ende gewiss nicht", unterbrach ihn Heinrich. "Die Erde ist groß, vielleicht viel größer, als wir uns das vorstellen können. Auf der Burg, auf der ich zu Hause war, haben oft durchreisende Kaufleute Halt gemacht. Manche kamen aus Orten, die so weit entfernt waren, dass die Kaufleute ein ganzes Jahr oder gar noch länger bis zu uns brauchten. Ein ganzes Jahr oder länger - und wir

sind gerade mal ein paar Wochen unterwegs. Nein, so schnell werden wir das Ende der Erde gewiss nicht erreichen."

Und außerdem, dachte Heinrich, waren da noch die Orte, von denen er aus der Heiligen Schrift erfahren hatte: das Paradies, aus dem das erste Menschenpaar vertrieben worden war; der Berg, auf dem Moses die zehn Gebote in Empfang genommen hatte; Bethlehem mit der Krippe, das heilige Jerusalem und viele andere Orte. Alle weit entfernt, so hatte sich das jedenfalls angehört. Aber wie groß diese Entfernungen tatsächlich waren, das wusste er natürlich nicht.

"In stockfinsterer Nacht fürchtet sich selbst der Mutigste", sagte einer, der sonst zumeist schwieg. Heinrich stimmte ihm zu. Es war die Finsternis in ihren Köpfen, die allen Angst machte - das Nichtwissen, das Raum für die wildesten Vermutungen gab, und das aus jedem noch so wirren Gedanken nur allzu schnell eine Tatsache machte.

Die Sonne war bereits untergegangen, als am Ufer die letzten Steine auf das Schiff geschleppt wurden. Wenig später verschwanden der Reiter sowie die Bauern mit ihren Karren, nur die Schiffer blieben zurück und bereiteten sich für die Nacht vor. Auch im Lager der Sklaven wurde es ruhig. Von einem Feuer, um das die Wächter sich geschart hatten, stieg der würzige Duft von gebratenem Fleisch auf und peinigte die Mägen der Hungrigen. Nachdem sie ihr Mahl beendet hatten, erhoben sich drei der Wächter und liefen zu den Gefangenen. Grob rissen sie einige von ihnen aus dem Schlaf, lösten ihre Ketten von dem Stamm und ließen sie aufstehen. Schlaftrunken folgten die Sklaven den Wächtern zum nächsten Baum, um dort ebenfalls angekettet zu werden. Gleich darauf kehrten die Männer zum Feuer zurück, und die in ihrer Ruhe Gestörten begannen, sich ein zweites Mal für die Nacht einzurichten, so gut die Umstände es ihnen erlaubten.

Hatte Heinrich vor diesem Wechsel fast schon geschlafen, so war er nun hellwach. Neben ihm, nicht weiter als eine Armlänge entfernt, lag die Frau, der zu helfen ihm so grausam misslungen war. Seit sie beide in die Gewalt der Sklavenhändler geraten waren, hatten sie sich immer mal wieder Blicke zuwerfen können, doch nie war es ihnen möglich gewesen, miteinander zu sprechen. Jeder von ihnen lief an einer anderen Kette, sie zuerst mit einem ihrer beiden Begleiter, dann auch mit dem anderen sowie mit weiteren Gefangenen. Auch bei den Nachtlagern hatte der Zufall es so eingerichtet, dass sie stets auf unterschiedliche Plätze verteilt worden waren. Und

nun lagen sie plötzlich dicht nebeneinander. So dicht, dass es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sie zu berühren.

Die Unruhe, die durch die Verlegung der Sklaven entstanden war, verflüchtigte sich nur allmählich. Heinrich lag mit dem Rücken zu den Wächtern und hielt die Augen auf die Frau gerichtet, die ihn ihrerseits ansah und offenbar so wie er selbst darauf wartete, dass die anderen wieder eingeschlafen waren. Gelbes Mondlicht verlieh ihrem Gesicht weiche Konturen. In ihren Augen schimmerte allen Widrigkeiten zum Trotz ein warmer Ausdruck.

Am Feuer erhob sich ein Wächter, drehte eine Runde und kehrte zurück. Malina spürte, wie ihre Ungeduld ihr beinahe die Luft abschnürte. So viele Fragen gab es, auf die sie keine Antworten hatte. So lange wartete sie schon auf die Erklärungen dieses Mannes, der als ihr Helfer in höchster Not aufgetaucht war und der sie unter Einsatz seines eigenen Lebens zu schützen versucht hatte, wenn auch ohne Erfolg. Jenes Mannes überdies - fast schämte sie sich vor diesem Eingeständnis -, dessen körperliche Nähe ihr in dem Baumversteck auf eine bis dahin unbekannte und deshalb äußerst verwirrende Weise so wohlgetan hatte, und das ungeachtet der sie umgebenden Gefahr.

Ein Schnarchen, das ihre Worte übertönen würde, machte ihr Mut. "Du hast mir geholfen, und ich weiß nicht, warum", sprudelte es aus ihr hervor. "Woher kommst du? Warum sprichst du meine Sprache? Du bist Deutscher, wo hast du sie gelernt? Und wieso warst du in meiner Nähe, als sie mich verfolgten? Was hast du im Wald gemacht? Und weshalb ..." Sie unterbrach ihren Redefluss, obwohl sie ihm am liebsten alle Fragen auf einmal gestellt hätte.

Ihr Eifer entlockte Heinrich ein leises Lächeln. "Ich bin Deutscher, was meinen Vater anbelangt, meine Mutter hingegen war eine Slawin wie du. Sie gehörte ebenfalls zum Stamm der Heveller. Ich bin mit beiden Sprachen aufgewachsen."

"Aber deiner Kleidung nach lebst du nicht unter uns Slawen."

Er schüttelte den Kopf.

"Also lebst du bei den Deutschen", sprach sie das Offensichtliche aus. "Es gibt nicht viele Deutsche in unserem Land." Es gibt zu viele, hätte Myslaw gesagt. "Einer von ihren Priestern bist du gewiss nicht, und ein Händler scheinst du auch nicht zu sein. Ich vermute, du bist einer von ihren Kriegern." ... die gegen unser Volk kämpfen, klang ihr die Stimme ihres Bruders in den Ohren.

Heinrich wich ihrem Blick aus, denn er verstand ihre Gedanken. "Ja, ich bin einer ihrer Krieger. Oder ich sollte wohl besser sagen: Ich war einer von ihnen. Die Brandenburg war mein Zuhause, dort habe ich meinen Dienst geleistet. An dem Tag, an dem wir uns begegnet sind, war ich im Auftrag unseres Markgrafen unterwegs."

"Wieso bist du einer Fremden zu Hilfe gekommen, noch dazu einer Slawin? Nur weil du das getan hast, bist du hier."

"Sollte ich etwa zusehen, wie dieses Gesindel eine wehrlose Frau wie ein Tier hetzt und in seine Gewalt bringt? Ich habe gelernt, mit Waffen umzugehen. Hätte mich nicht einer von den Kerlen aus dem Hinterhalt angegriffen, ich hätte mich schon zu wehren gewusst. Wir hätten entkommen können." Seine Stimme wurde noch entschiedener. "Nein, wie hätte ich wegschauen können, da ich nun schon einmal am Ort des Geschehens war? Ich wäre ein Feigling gewesen, hätte ich das getan."

"Aber ich bin eine Slawin!", hielt Malina ihm entgegen, und ihre Verwirrung war schwer zu überhören. Die Deutschen sind unsere Feinde, hatte Myslaw bei jeder Gelegenheit betont. Sie gleichen einer schrecklichen Krankheit, sie bringen Kummer und Schmerz und viel zu oft auch den Tod. Warum also sollte ein deutscher Krieger einer Slawin helfen, deren Volk er doch fortwährend bekämpfte? Andererseits ... seine Mutter war eine Hevellerin, und deshalb war es auch slawisches Blut, das durch seine Adern floss. Und außerdem ... waren denn alle Deutschen so, wie Myslaw sie schilderte?

Ein Mann wälzte sich im Schlaf und stieß wimmernde Laute aus. Am anderen Ufer rief ein Nachtvogel. Malina beschloss, nicht weiter an ihren Zweifeln zu rühren, sondern das Gespräch auf eine andere Frage zu lenken, die ihr ebenfalls schon unzählige Male durch den Kopf gegangen war. "Du bist Christ", sprach sie aus, was nahe lag. Sein "Ja" gab ihr die Bestätigung. "Sklavenhändler nehmen keine Christen. Myslaw hat gesagt, das dürfen sie nicht, weil die Kirche ihnen das verbietet. Wenn du trotzdem hier bist, dann verstoßen sie gegen dieses Verbot. Du brauchst das nur anderen zu sagen, die wir unterwegs treffen, und schon müssen die Händler dich freilassen. Vorausgesetzt natürlich, die anderen sind stärker als unsere Bewacher."

Heinrich war sich bewusst, dass sie eine Antwort erwartete. Aber warum sollte er sie belasten und ihr von der widerwärtigen Erpressung des Anführers erzählen? Warum ihr beschreiben, was sie erwartete, wenn er tatsächlich den Mund aufmachte? "Sie werden mich wegen meiner Mutter als Slawen ansehen", sagte er so leicht hin, wie es ihm möglich war. Und in demselben Tonfall fügte er hinzu: "Aber du hast

recht: Da ich ein Christ bin, hätten sie mich nicht mitnehmen dürfen. Aber nun bin ich ihr Gefangener wie du und alle anderen."

Malina spürte die Ausflüchte hinter seiner Erklärung, aber sie beschloss, nicht weiter in ihn zu dringen. Eine Weile schwieg sie, dann brachte sie ein leises "Danke für alles, Heinrich" hervor. Und dabei dachte sie an seinen Versuch, sie zu beschützen, aber auch an die Wärme, mit der er zu ihr sprach und an das Gefühl von Vertrautheit, das er ihr schenkte. Dann krampfte sich auf einmal ihr Herz zusammen, und getrieben von den bösen Geistern, die sie quälten, brach sich ihr Kummer Bahn. Sie begann zu weinen, still und ohne Tränen, einzig das Beben ihres Körpers verriet ihren Schmerz. Mit der Hand tastete sie nach seinem Arm und hielt ihn fest, und je länger sie das tat, um so mehr floss eine Kraft in sie über, die ihr wohlthat.

Auch Heinrich war berührt. Eine Frau, die eine Fremde für ihn war. Mit der er seit ihrer beider Gefangennahme kein einziges Wort gewechselt hatte. Und zu der er dennoch in diesem Augenblick eine Nähe empfand, als hätten sie ihr halbes Leben miteinander verbracht. Zwei Sklaven in Ketten.

Abermals machte ein Wächter seine Runde. Heinrich schwieg, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Sein Blick glitt über die neben ihm Liegende, wanderte von ihrem Kopf zu ihrer Hand, die seinen Arm hielt, und von dort über ihren Körper, der sich ganz klein gemacht hatte, aus Kummer, aber auch wegen der feuchten Kühle, die vom Wasser heraufzog. Er wartete, bis sie ruhiger geworden war, dann nahm er das Gespräch wieder auf. "Nun weißt du etwas von mir, aber du bist für mich noch immer eine Unbekannte", raunte er ihr zu.

"Du hast recht. Du hast viel gewagt, und bis jetzt weißt du noch nicht einmal, für wen." Sie versuchte zu lächeln, aber es misslang ihr. "Ich bin Malina und komme aus Spandau. Wenn du auf der Brandenburg zu Hause bist, kennst du unser Dorf. Meine beiden Begleiter sind meine Brüder. Der ältere ist Myslaw, er ist ... er war Fährmann in Spandau. Der andere ist Jablo." Sie deutete mit dem Kopf auf die Genannten, die dicht neben ihr lagen und schliefen. "Wir waren zu dritt auf dem Weg zu einem Fest. Unterwegs haben wir die Bauern getroffen ... die bei den Mönchen ..."

"Ich weiß", versuchte Heinrich ihr zu ersparen, was sie belastete.

"Meine beiden Brüder sind meine einzigen Geschwister. Eine Mutter habe ich nicht mehr, sie ist schon lange tot. Nur mein Vater lebt noch, aber er ist sehr krank. Seine Seele hat ihn verlassen. Schuld daran ..." ... sind die Deutschen, hatte sie sagen wollen, aber sie schluckte die Bemerkung hinunter. "Seit zwei Sommern ist das

so. Ich habe ihn gepflegt, nun wird es eine andere tun müssen. Könnte er noch sprechen, würde er sie gewiss fragen, warum ich nicht mehr bei ihm bin. Aber er spricht nicht mehr. Dafür wird er an mich denken. Auch die anderen werden an mich denken, und viele werden mich vermissen." Sie zögerte. "Deine Familie wird dich ebenfalls vermissen."

"Ich habe keine Familie. Trotzdem wird sich mancher um mich sorgen, schließlich kennen mich die meisten auf der Brandenburg seit vielen Jahren. Das war auch der Grund, weshalb die Sklavenhändler mich um die Burg haben herumführen lassen."

"Ich hatte damals schreckliche Angst um dich. Ich dachte, sie hätten dich ausgesondert, um dich ... um dich zu töten, und ich wäre schuld daran, weil du versucht hast, mich zu retten. Aber hinter der Brandenburg warst du auf einmal wieder da. Ich weiß noch, wie erleichtert ich war und wie ..."

Was sie weiter sagte, blieb Heinrich verborgen. Ihre Worte waren nur noch ein Hauch gewesen, und ein Windstoß hatte sie verweht, bevor sie ihn erreicht hatten. Wolken waren aufgezogen. Bedrohlich ballten sie sich zusammen und kündeten von schlechtem Wetter. Heinrich streckte den Arm aus und berührte Malina sanft an der Schulter.

Einen Augenblick lang hielt sie den Atem an. "Was für ein Leben!", stöhnte sie dann, und ihre Verzweiflung gab ihren Worten einen Klang, der Heinrich frösteln ließ. "Wir werden nie mehr in unsere Heimat zurückkehren, denn wer in die Sklaverei verschleppt wird, der kehrt nicht zurück. Alles ist für immer verloren - die Menschen, die uns nahestanden, die Häuser, in denen wir gelebt haben, meine Ziege, die mich jedesmal so freundlich begrüßt hat, als wäre ich ihre beste Freundin, der warme Havelstrand im Sommer ... All das ist weg. Stattdessen laufen wir einer Zukunft entgegen, über die wir nicht das Geringste wissen und die womöglich noch weit schrecklicher ist, als wir sie uns ausmalen können." Sie hielt einen Moment inne und deutete dann auf ihren jüngeren Bruder. "Ich habe entsetzliche Angst um Jablo, wegen der Gerüchte, dass die Sklavenhändler die Knaben schon bald verkaufen werden. In einer Stadt, in der man ihnen ..." Sie brach ab. Schon länger hatte es dieses Gerede gegeben, aber seit einigen Tagen sprachen die anderen immer häufiger davon, und mit jeder neuen Erwähnung wuchs ihre Angst.

"Sie reden, aber niemand weiß etwas Genaues", sagte Heinrich in einem Ton, der sie beruhigen sollte, obwohl er sich nur allzu gut daran erinnerte, womit der Händler ihm selbst bei seiner Gefangennahme gedroht hatte.

Doch Malina hatte ihm nicht mehr zugehört. Getrieben von der Sehnsucht nach ein wenig Wärme inmitten der Kälte, presste sie seine Hand gegen ihre Wange. Ein Gefühl von Geborgenheit durchflutete sie wie damals in dem Baumversteck, als sie sich an ihn gelehnt hatte, und allmählich wurde sie ruhiger. Schließlich, nachdem jeder von ihnen eine Weile seinen eigenen Gedanken nachgegangen hatte, begann sie noch einmal zu sprechen. Und nicht nur die Bilder hatten sich verändert, die sie zeichnete, auch ihre Stimme hatte an Bitterkeit verloren. "Tagsüber, wenn wir laufen, denke ich oft an eine Blumenwiese. Es war meine Wiese. Sie lag auf einer kleinen Lichtung, nicht weit von Spandau entfernt. Ringsum war dichter Wald, und obgleich ich mich vor wilden Tieren und den Geistern des Waldes fürchte, bin ich immer wieder dort hingegangen. Im Sommer blühten auf dieser Wiese die schönsten Blumen, rote und blaue und gelbe, und überall summten die Bienen, und die Schmetterlinge flatterten so fröhlich umher wie sonst nirgends. Ich habe lange im Gras gesessen, ganz allein, und mich an all dem erfreut. Ich war glücklich an diesem Ort. Alles war so schön und so friedlich, und nichts ..."

Ein Geräusch ließ sie innehalten, und im nächsten Moment tauchte ein Gesicht neben ihr auf. Ein zorniges. Mit Augen, die böse im Mondlicht funkelten. "Was treibst du hier?", zischte Myslaw sie an.

"Ich ... ich ..." Ihre Wange schmiegte sich nicht länger an Heinrichs Hand. Ihr Herz, gerade noch schwelgend in der Erinnerung, schlug heftig.

Heinrich war ebenso verwirrt von dem plötzlichen Eingreifen ihres Bruders wie Malina. Er wollte etwas sagen, aber Myslaw kam ihm zuvor. "Was hast du mit ihm zu schaffen?", herrschte er seine Schwester an, gerade so laut, dass die Wächter ihn nicht hören konnten. "Mit einem fremden Mann, mitten in der Nacht! Und noch dazu mit einem Deutschen! Mit einem von diesen Hundesöhnen, die unser Volk unterjochen und unseren Vater auf dem Gewissen haben. Wer weiß, wie viele von uns dieser Kerl schon umgebracht hat!"

"Er wollte mich retten", flehte Malina. "Er ist nur meinetwegen hier. Ohne mich wäre er ein freier Mann."

"Wir haben ihn nicht um seine Dienste gebeten. Was er getan hat, war seine freie Entscheidung, also muss er dafür auch geradestehen. Ab sofort wirst du ihn meiden!"

Heinrich zwang sich zur Beherrschung. Dass eine Schwester ihrem Bruder Gehorsam schuldete, war nicht nur bei den Slawen so. Aber in diesem Fall wollte er nicht, dass sie es tat. "Sie soll selbst entscheiden, was sie will oder ..."

"Das entscheide ich!", schnitt Myslaw ihm das Wort ab. "Ich ganz allein, und sonst niemand. Und ich entscheide, dass wir mit Deutschen nichts zu tun haben wollen. Das wollten wir nicht, als wir noch in Spandau waren, und das wollen wir auch jetzt nicht. Also lass sie in Ruhe!"

Entschlossen, seiner Aufforderung Nachdruck zu verleihen, versuchte Myslaw, sich zwischen Malina und Heinrich zu schieben, soweit seine Kette es ihm erlaubte. Schon waren die Ersten aus dem Schlaf gerissen und versuchten, die Ursache für die Unruhe zu ergründen. Heinrich richtete sich halb auf, um Myslaws Drängen abzuwehren, als plötzlich ein Wächter neben ihm stand und ein Peitschenstiel seine Schulter traf. Gleich darauf waren weitere Wächter heran. Drohend zeichneten sich ihre Umrisse gegen den Nachthimmel ab, als sie die Reihen der Liegenden nach weiteren Störern durchkämmten. Malina bekam von alledem nichts mehr mit. Sie hatte sich in sich selbst zurückgezogen und war wieder versunken in dem Morast ihrer quälenden Gedanken. Heinrich verspürte eine unbändige Wut ihrem Bruder gegenüber, die lediglich durch die Gewissheit gezügelt wurde, dass ihr Ausleben ihm in der gegenwärtigen Lage nur Ärger einbringen würde. Zwei Armlängen neben ihm lag Myslaw ausgestreckt und stellte sich schlafend. Als sich die Wächter ein Stück weit entfernt hatten und Myslaw sicher sein konnte, dass sie seine Worte nicht hörten, drehte er sich noch einmal zu Heinrich um. "Lass sie ihn Ruhe!", zischte er. Und mit größtmöglicher Verachtung fügte er hinzu: "Deutscher!"

Das Haus, in dem Notker lebte, lag nahe der unteren Maasbrücke im Schatten der Stadtmauer, die Verdun als einen wichtigen Etappenort an der Straße von Metz nach Reims umgab. Schaute er aus dem Fenster zum jenseitigen Ufer hinüber, so fiel sein Blick auf ein zum Fluss steil abfallendes Felsplateau mit einer Festung obenauf, dem Sitz des Bischofs. An warmen Nachmittagen saß Notker häufig auf der Bank vor seinem Haus und beobachtete, wie die Sonne allmählich tiefer sank und dabei wechselnde Muster auf die Felsen zeichnete. Manchmal leisteten sein Vater

oder eine seiner Schwestern ihm Gesellschaft, meist jedoch waren es Freunde aus seiner Kindheit. Dann redeten sie miteinander, tauschten Gedanken aus über die wichtigen und unwichtigen Dinge des Lebens und erfreuten sich an dem süffigen Wein von der Mosel, den ein Verwandter ihm gelegentlich schickte. Es waren Stunden der Zufriedenheit, die Notker hier verbrachte. Stunden, in denen er die Gewissheit spürte, dass er auf dem richtigen Weg war, ein würdiger Nachfolger seines Vaters zu werden. Nur manchmal verschwand die Sonne aus seinem Leben und düstere Schatten zogen herauf - wenn das Schreckliche seines Handwerks ihn einholte, das der Vater ihn lehrte.

Auch in dieser schwülheißen Juninacht des Jahres 975 kamen die Schatten. Notker hatte wieder einmal mit Freunden vor dem Haus gesessen, wo sie über den gerade eingetroffenen Sklavenzug gesprochen hatten und darüber, dass neue Arbeit auf sie wartete. Anschließend, noch bevor die Dämmerung der Dunkelheit Platz gemacht hatte, war er zu Bett gegangen. Irgendwann wurde es still in der Stadt. Über dem Bischofssitz kroch langsam der Mond über den Himmel und goss sein Licht in die Gassen. Dampfend vor Hitze, wälzte sich Notker auf seinem Lager, bis er gegen Mitternacht endlich Schlaf fand. Bald darauf begann er zu träumen. Zusammenhangsloses tauchte vor ihm auf: ein ausgebranntes Haus; ein Priester, der bei einer Prozession ein Weihrauchfässchen schwenkte; die Nachbarstochter mit einem Krug Molke, den sie zur Maas hinunter trug. Dann war da auf einmal ein Gesicht. Knabenaugen, die ihn anstarrten, weit aufgerissen und von Tränen nass. Vor Schmerz zerbissene Lippen formten unablässig Worte, die Notker indes nicht erreichten, weil er sie nicht hören wollte. Schwielige Männerhände schoben sich von hinten ins Bild, sie packten den Knaben mit roher Gewalt und rissen ihm die Kleider vom Leib. Schon stand er nackt wie am Tag seiner Geburt. Er krümmte sich, wand sich wie ein Wurm, doch die Hände waren stärker und zwangen ihn auf den Tisch. Binden wurden ihm angelegt und fest in das Fleisch geschnürt, die eine um den Bauch, die anderen um beide Oberschenkel. Es folgten ein paar kräftige Fesseln. Gleich darauf erblickte Notker sich selbst, wie er zerstoßenen Pfeffer in eine Schüssel mit heißem Wasser einrührte und sich damit vor dem Liegenden aufbaute. Als er dessen Unterleib berührte, fing dieser zu schreien an, so laut und anhaltend, dass einer der Helfer ihm ein Knebel in den Mund schob. Sorgfältig begann er, Notker, nun mit den Waschungen, wie sein Vater es ihn gelehrt hatte - der Vater, der jetzt neben ihm stand und jede seiner Bewegungen beobachtete. Der Knabe auf dem Tisch zitterte heftig. Seine

Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen, aus jeder Pore seines gequälten Körpers flossen Ströme von Schweiß. Das dünne Hanfseil, das sein Glied mitsamt den Hoden in die Länge zog, brachte ihn vollends zur Raserei. Wie wild zerrte er an den Fesseln, er versuchte sich loszureißen, doch die Fesseln waren stärker. Auch auf seiner, Notkers, Stirn hatte sich Schweiß gebildet. Den Blick starr auf die Stelle geheftet, die der Vater ihm immer wieder gezeigt hatte - nicht zu hoch, aber auch nicht zu tief -, nahm er das Messer aus der Hand eines Helfers entgegen. Noch einmal prüfte er mit dem Daumen die Klinge, es war die schärfste, die er kannte. Dann packte er das Geschlecht des Knaben mit der Linken, presste es zusammen und zog es zugleich noch strammer, und mit dem Messer in seiner Rechten machte er einen entschlossenen Schnitt.

Blut. Überall war Blut. Tiefrot schoss es Notker aus der Wunde entgegen, dazu weiße und gelbe Körpersäfte, sie überschwemmten den Tisch, auf dem der Verstümmelte lag, ohnmächtig geworden und totenblass im Gesicht. Notker starrte auf das Glied und die Hoden in seiner Hand, bis der barsche Ton seines Vaters ihn zur Eile trieb. Er warf das abgetrennte Fleisch beiseite, griff nach dem Federkiel, den der Vater ihm hinhielt, und stieß die Spitze in die klaffende Wunde. Stocherte in den Säften, die hervorsprudelten wie aus einer grausigen Quelle, erst ein See, dann ein Meer, das ihn hinwegzuschwemmen drohte. Und immer weiter stocherte er, suchte die Öffnung und fand sie nicht, stach hierhin und dorthin, bis der Vater ihn roh an der Schulter packte, ihm die Kleider vom Leib riss und ihn auf den Tisch warf und sich über ihn beugte, das Messer in der Hand, das bluttriefende Messer mit der scharf geschliffenen Klinge, und dazu dröhnte die Stimme des Vaters wie Donnerhall durch den Raum: "Pass auf, wie man es macht!"

Den Mund zum Schreien geöffnet, wachte Notker auf. Sein Körper war in Schweiß gebadet, sein Atem ging heftig. Es dauerte einige Zeit, bis er begriff, dass er geträumt hatte. Dass sich alles nur in seinem Kopf abgespielt hatte - das Meer aus Blut, das endlose Stochern, der Vater mit dem Messer in der Hand. Erschöpft setzte er sich auf und lauschte in die Nacht. Nur der Knabe war kein Traum. Er war Wirklichkeit und lag nicht weit entfernt in einer Kammer. Lag dort schon den zweiten Tag, heiß wie die Feuer der Hölle, aber die Blutungen waren gestillt, und der Federkiel steckte in der Harnröhre, so wie es sein musste. Morgen würden sie den Kiel entfernen. War der Durchfluss frei, bestand Hoffnung, dass der Knabe überlebte. Schaffte er es auch über die nächsten Monate, würde er Gold wert sein. War die Harnröhre

hingegen verklebt, würde er eingehen wie ein Insekt, dem ein Kind die Flügel ausgerissen hatte, und das viele Geld für seinen Kauf wäre verloren. Endgültig und unwiederbringlich, so wie in diesem Jahr schon bei zwei anderen Knaben zuvor.

Notker wischte sich mit dem Handrücken über die schweißige Stirn. Was für ein entsetzlicher Traum! Was für schreckliche Dämonen, die ihm immer wieder das Leben schwer machten! Seine Augen suchten das Kreuz an der Wand. Matt glänzte es im Mondlicht, das bleiern durch das Fenster drang. Er sprach ein leises Gebet, Worte wider die Dämonen und die Träume, die ihn peinigten, für ein Leben ohne Angst. Als er geendet hatte, blieb sein Blick an dem Gekreuzigten hängen. "Der Herr hört mein Flehen; mein Gebet nimmt der Herr an", hatte sein Oheim zwei Jahre zuvor aus dem Psalter zitiert, als er ihm das Kreuz geschenkt hatte. Es war kein einfaches, schlichtes - es war von erlesener Art, ganz in Silber gearbeitet und mit fast durchsichtigen Bergkristallen besetzt und eher eines Priesters oder gar eines Bischofs würdig als eines jungen Mannes, der erst am Anfang seines Weges stand. Aber der Oheim hätte ihn nur verwundert angesehen, wäre er ihm mit einem solchen Gedanken gekommen. Schließlich hatte der Oheim Geld, und "Geld gehört nicht in den Kasten", pflegte er zu sagen. Geld galt es zu verwandeln in Dinge, die seinen Besitzer erfreuten. Einer der wohlhabendsten Männer Verduns war er, der mit dem Entmannen von Sklaven ein Vermögen gemacht hatte. Und das, obwohl er zu den Vorsichtigen seines Handwerks gehörte. Zu denen, die sich nur mit Knaben befassen, nie mit erwachsenen Männern, und die ihnen lediglich die Hoden nahmen, aber niemals das Glied. Kein so einträgliches Geschäft wie vollständige Verschneidungen, aber mit geringerem Risiko, da die meisten überlebten.

Erneut fuhr sich Notker mit der Hand über die Stirn. Leicht war die Arbeit nicht, die er verrichtete. Aber er würde es schaffen. Und wenn er sein Handwerk erst einmal meisterlich beherrschte, würde er ebenfalls zu den Wohlhabenden seiner Stadt gehören. Die Voraussetzungen waren jedenfalls gut, denn die Nachfrage nach Eunuchen riss nicht ab. Vor allem im Reich des Kalifen war der Bedarf riesig, und da die dortige Religion das Verschneiden nicht erlaubte, war man gezwungen, die Eunuchen in anderen Ländern zu kaufen. Auch am Nachschub frischer Knaben und Männer würde es nicht mangeln. Zwei große Sklavenstraßen führten über Verdun, die eine von England her kommend, die andere aus dem Osten, von wo auch jene Sklaven stammten, über die sie am Abend gesprochen hatten. Rund zweihundert Slawen, die am Fluss vor der Stadt lagerten. Gleich in der Frühe würde er mit seinem

Vater dort hingehen, um einige auszusuchen. Und bei dieser Gelegenheit würden sie natürlich auch die eigenen Bestände zum Kauf anbieten. Diesmal waren es zwar nur Halbverschnittene, aber der Vater war ein Meister im Aushandeln guter Preise. Da müsste es schon mit dem Teufel zugehen, würden sie nicht mit einem prall gefüllten Geldbeutel heimkehren. Das Meiste davon würde natürlich der Vater behalten, wie immer. Doch der Vater war alt. Nur noch wenige Jahre, und er würde sich aus dem Geschäft zurückziehen. Und dann würde seine eigene Stunde kommen, die Stunde des tüchtigen Notkers von Verdun.

Der Mond hatte das Kreuz in die Dunkelheit entlassen und leuchtete nun auf ein Wandbord mit zwei frisch aufgesteckten Kerzen. Ein Ausdruck von Zufriedenheit legte sich auf Notkers Gesicht. Alles war gut. Alles verlief so, wie er es sich wünschte. Nur die Schatten waren immer noch da, die Dämonen, die ihn nicht in Ruhe lassen wollten. Aber irgendwann würden sie verschwinden, davon war er überzeugt. Er musste nur fest daran glauben und den Herrgott in seinen Gebeten immer wieder darum bitten.

Als der neue Tag anbrach, war der Knabe in der Kammer tot. Notkers Vater fand ihn in gekrümmter Haltung auf dem Strohsack liegend, dicke, mit einem heilkräftigen Sud getränkte Binden an der Stelle, an der bis vor drei Tagen sein Geschlecht gewesen war. Der Körper des Knaben war noch warm. Die erste Äußerung des Vaters war ein Fluch, so laut und so gottlos, dass eine zufällig in der Nähe weilende Magd erschreckt zusammenfuhr und sich bekreuzigte und Notker mit einem raschen Satz aus dem Bett sprang. Nur einen Atemzug später stand er neben seinem Vater und starrte ebenfalls auf den Toten. Der dritte in Folge. Der zweite in diesem Jahr. Und dabei hatten sie so sehr auf einen Erfolg gehofft. Heute hatten sie den Federkiel entfernen wollen, der Knabe hätte seine Blase entleeren dürfen, und sie hätten ihm wieder zu trinken gegeben. Und nun war alles umsonst. Das eingesetzte Geld war verloren, die Aussicht auf einen guten Gewinn hatte sich in Luft aufgelöst, und zu allem Überfluss hatten sie wieder einen Toten am Hals, den sie auf eigene Kosten unter die Erde bringen mussten.

Die Laune des Vaters verschlechterte sich noch, als sein Bruder ihm während der Frühmesse die Frage ins Ohr raunte, in welchem Zustand sich der frisch Verschnittene denn befinde. Der Vater antwortete mit einer wegwerfenden Handbewegung und knurrte etwas von anhaltendem Pech, das er habe, dass aber der nächste

Erfolg die jüngsten Einbußen wieder wettmachen werde. Dann packte er seinen Sohn am Arm und zog ihn - obwohl der Priester die letzten Worte noch längst nicht gesprochen hatte - mit sich fort, dem Ausgang der Kirche entgegen. Notker folgte ihm ohne Widerworte, auch wenn er die vorwurfsvollen Blicke der Anwesenden im Rücken spürte. Offenbar wollte sein Vater der Erste im Lager der Sklavenhändler sein, um sich die beste Auswahl zu sichern.

Mit ausgreifenden Schritten überquerten sie den Kirchplatz und hasteten durch mehrere Gassen, bis sie das südliche Stadttor erreicht hatten. Neben dem Aufstieg zum Wehrgang warteten bereits zwei Diener des Hauses mit jenen Knaben auf sie, die nach dem überstandenen Eingriff genügend Kräfte gesammelt hatten, um den Weg zu ihren endgültigen Käufern antreten zu können. Ungeduldig drängte der Vater zur Eile. Von den Blicken der Torwachen verfolgt, verließen sie die Stadt. Sie nahmen die Hauptstraße, einen von Karrenrädern stark aufgewühlten Weg oberhalb der Maas, bogen an einer Gabelung zum Fluss ab, durchquerten auf glitschigen Pfaden einen Auwald und stießen schließlich auf eine ausgedehnte Wiese, auf der die Sklavenhändler ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Enttäuscht stellte der Vater fest, dass er trotz seiner Eile nicht der erste Käufer vor Ort war. Begleitet von einem der Händler, schritt ein fettbäuchiger Mann die Reihen der Gefangenen ab, ebenfalls ein Eunuchenmacher. Einer, der bei seinen Einkäufen vor allem dadurch auffiel, dass er mit einer kaum glaublichen Ausdauer nach Fehlern bei den Ausgewählten suchte, in der leicht durchschaubaren Absicht, die Preise zu drücken. In diesem Augenblick schien er es auf zwei lockenköpfige Knaben abgesehen zu haben, beide nicht älter als zehn Jahre und mit viel zu dünnen Armen und Beinen, wie das auch bei den anderen Knaben der Fall war. Mit einem Fingerzeig forderte er zwei Wächter auf, die beiden von ihren Ketten zu befreien und sie für eine ausführliche Begutachtung in den Auwald zu führen. Kein Akt der Scham, lediglich eine Vorsichtsmaßnahme, um unnötige Unruhe unter den übrigen Sklaven zu vermeiden.

Ein Mann mit einem braun-weiß gestreiften Kapuzenmantel kam dem Vater quer über die Wiese entgegen, und noch bevor er heran war, hatte der Vater ihn erkannt: Ibrahim ben Isaak Al-Tartuschi, Händler aus der Stadt Tortosa im Reich des Kalifen von Al-Andalus. Ein Jahr zuvor waren sie sich das letzte Mal begegnet, gegen Ende des Sommers, als die Händler zum Sklavenkauf in den Osten unterwegs waren. Auch damals hatten sie an dieser Stelle gerastet, wie üblich mit vielerlei

Schätzen in ihrem Gepäck: feinste Seide in schillernden Farben, wunderbar weiches Leder, Zucker und Elfenbein, dazu Duftwässer mit verführerischen Gerüchen und Säcke voll kostbarer Gewürze - Waren aus ihrer Heimat, die sie gegen Menschen eintauschen wollten.

Die Begrüßung fiel kürzer aus als gewöhnlich, da der Vater seinen Vorsprung gegenüber den anderen Käufern nutzen wollte. Nur mit wenigen Worten pries er seine eigenen Knaben an - später könne man diese noch ausführlich ansehen -, und wandte sich dann sofort den Sklaven zu, die auf der Erde kauerten und in banger Erwartung das Geschehen beobachteten. Notker und der Händler folgten ihm.

Weinen drang aus dem Auwald herüber, und auch Jablo begann zu schluchzen, als die drei Männer auf sie zuhielten. Was sie wollten, das ahnte er. Jeder ahnte es, obwohl nach wie vor niemand es ganz genau wusste. "Nein! Nein!", stieß er immer wieder hervor und presste sich an Malina, die ihn fest in den Armen hielt. Längst war jener Mut verschwunden, den er auf dem Weg von Spandau zu dem Fest noch so nachdrücklich beschworen hatte, und auch Scham gegenüber seiner Schwester empfand er nicht mehr. Das einzige Gefühl, das ihn seit seiner Gefangennahme beherrschte, war nackte Angst. Eine Angst, die unendlich viel größer war als jede, die er bis dahin gekannt hatte.

Auch Malina verging fast vor Angst. "Bleib ruhig, mein Kleiner!", keuchte sie, während sie ihrem Bruder mit zittriger Hand durch das Haar strich. "Die wollen dich nicht. Die nehmen nur die kräftigen, und kräftig bist du nicht." Bist du nicht mehr, hätte sie früher gesagt, aber wie bedeutungslos wäre solches Feingefühl in diesem Moment gewesen. Was jetzt zählte, waren nur noch die drei Männer. Und die steuerten gerade auf den ersten Knaben zu. Nicht auf Jablo. "Siehst du, ich hab' recht gehabt!", stieß Malina hervor. "Du musst dich nicht fürchten, kleiner Bruder. Du bleibst bei mir. Ich verspreche dir, dass sie dich nicht mitnehmen! Sei ganz ruhig!" Ein paar gesummte Töne eines slawischen Wiegenliedes sollten ihre Worte unterstreichen, aber Jablo ließ sich nicht beruhigen. Immer heftiger schlugen seine Zähne aufeinander, und dazu liefen ihm Bäche von Tränen über das Gesicht. Zwei Schritte weiter saß Myslaw, blass wie der Tod und völlig bewegungslos, als sei er mit dem Boden verwachsen.

Der Händler befahl zwei Knaben aufzustehen. Notkers Vater betrachtete sie eine Weile, wechselte ein paar Worte mit seinem Sohn und schüttelte dann den Kopf. Der Händler tat so, als wäre es ihm gleichgültig. "Ihr tut recht daran, liebe Freunde,

euren Kauf wohl zu bedenken. Aber da mein Angebot groß ist, werdet ihr gewiss fündig werden. Wie wäre es zum Beispiel mit denen dort?" Er deutete auf einige weitere Knaben, unter ihnen Jablo. Malina drückte ihren Bruder noch fester an sich und flehte zu ihren Göttern, sie sollten die Männer vorübergehen lassen. Doch ihre Götter verweigerten sich. Dicht vor ihnen blieben die drei stehen.

Entsetzen erfasste Malina. Wie Viehhändler sahen diese Männer aus, die kühl und berechnend ihre Ware musterten. Und wie Viehhändler verhielten sie sich auch. Auf einen Wink des Händlers wurde Malina von einem der Wächter gepackt, während ein anderer Jablo von der Kette losschloss. Getrieben von der Wut der Verzweiflung schnellte sie mit dem Kopf nach vorn und biss zu. Ein Schrei gellte über die Wiese. Gleich darauf wurde sie von einem Peitschenstiel getroffen, und ein Fuß trat sie grob zur Seite. Blut floss von ihren Lippen. Ihr Blick fiel auf Myslaw. "Tu etwas! So tu doch etwas!", kreischte sie, aber ein halb ersticktes "Die sind stärker als wir" war alles, was von ihrem älteren Bruder kam. Jablo wiederum, durch Malinas Biss für eine winzige Frist unbeachtet, lag flach auf dem Boden. Er hatte die Hände in den Sand gekrallt, als wollte er die Erde aufgraben, um ganz in ihr zu verschwinden. Aber schon war die Frist vorbei. Arme schlossen sich wie eine Zange um seinen Körper. Er versuchte zu treten, doch die Arme pressten ihn so heftig, dass es schmerzte und er keine Luft mehr bekam. Rasch ließ seine Gegenwehr nach. Plötzlich zog das Klirren von Ketten die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. Wenige Schritte entfernt, aber zu weit, als dass er dem Bedrängten hätte beispringen können, hatte Heinrich sich vom Boden erhoben. Wie ein Racheengel stand er da, den Zorn vieler Wochen im Gesicht, die gefesselten Hände zu Fäusten geballt und ganz offensichtlich entschlossen, jedem Peiniger, den er zu fassen bekommen würde, den Schädel einzuschlagen. Doch niemand dachte daran, sich ihm zu nähern, stattdessen trafen zwei Peitschenschläge seinen Körper. Kraftvoll wie Samson an den Säulen des Tempels, zerrte Heinrich an seinen Ketten, aber anders als Samsons Säulen gaben diese nicht nach. Zwei weitere Peitschenhiebe warfen ihn zu Boden. Wie Feuer brannte es auf seiner Haut, dazu hämmerte die Erkenntnis in seinem Kopf: Keine Hilfe! Ich bin keine Hilfe! Nicht einmal sich selbst konnte er helfen, und noch viel weniger Malina, die so anhaltend schrie, als wollte man sie bei lebendigem Leibe zerstückeln, und auch für Jablo konnte er nichts tun. Für Jablo - der noch nicht mal der Kindheit entwachsen war, der das Leben noch vor sich hatte, der nun aber

gewaltsam weggeführt wurde und nur wenige Atemzüge später aus ihrer Mitte verschwunden war.

Fünfzehn Knaben fehlten, als der Sklavenzug seinen Marsch um die Mittagszeit fortsetzte, neun Verschnittene waren hinzugekommen - zwei Dutzend Schicksale, für die der Name Verdun zum Brandzeichen geworden war. Für Malina indes zählte nur das Los ihres Bruders. Überall war Jablo. Er war vor ihren rot geweinten Augen, die teilnahmslos in die Leere starrten; er war in ihren Ohren, sprach zu ihr aus dem Klirren der Ketten und dem einförmigen Takt ihrer Schritte; vor allem aber war er in ihrem Herzen, das so schwer war, dass es sie niederzudrücken drohte. Eine Hoffnung gab es für sie nicht, und ebenso wenig gab es Trost. Auch Myslaw vermochte sie nicht zu trösten. Wie hätte er das auch gekonnt, nachdem er nicht den geringsten Versuch unternommen hatte, für den jüngeren Bruder einzutreten. Ganz anders als Heinrich. Der hatte zumindest ein Zeichen gesetzt, auch wenn es ihm nicht möglich gewesen war, das Schreckliche zu verhindern. Die Männer hatten Jablo gewollt, und sie hatten ihn sich genommen. Und nun war er fort, und mit jedem Schritt entfernte sie sich weiter von ihm.

Auch Heinrich litt, während er in endloser Wiederholung einen Fuß vor den anderen setzte. Auch ihn bedrückte das Schicksal des Zurückgelassenen, wenngleich vor allem aus Mitgefühl mit Malina. Daneben gab es aber noch etwas anderes, was ihn schmerzte: die Tatsache, dass ihm ein weiteres Mal seine vollständige Ohnmacht vor Augen geführt worden war. Ein Nichts war er. Einer, der sein Leben nicht mehr in der eigenen Hand hatte. Über den andere bestimmten und mit dem sie verfahren, wie immer es ihnen beliebte. Endlose Wochen ging das nun schon so, eine Zeit voller Entbehrungen und Leid, die aus ihm ebenso wie aus allen anderen Sklaven einen wandernden Schatten gemacht hatte. Ihre Körper waren geschwächt, ihre Kleider verdreckt und zerschlissen, Haare und Bärte hatten sich in staubigen, mit Ungeziefer durchsetzten Filz verwandelt. Längst schleppten sich die meisten auf nackten Füßen dahin, die ebenso schmerzten wie ihre wundgescheuerten Häuse. Und noch immer war kein Ende des Marsches abzusehen. Stattdessen quälten sie sich Tag für Tag beständig weiter voran, durchquerten Landschaften und sahen Dinge, die ihnen fremder nicht hätten sein können, und nächtigten unter einem Sternenhimmel, der ihnen zwar vertraut war, der so fern der Heimat den Schmerz in ihrer Seele jedoch nur noch verstärkte.

Koblenz und Metz, Langres und Dijon, Beaune, Chalon, Lyon - Orte, von denen sie einige bereits hinter sich hatten, andere noch vor sich, deren Namen für sie aber allesamt ohne jede Bedeutung gewesen wären, hätte sie ihnen jemand genannt. Um so mehr zählte für sie dagegen die Sonne, die zunehmend länger von einem wolkenlosen Himmel auf sie hernieder brannte, mit der Folge, dass die Dauer ihrer täglichen Wanderungen ein kaum noch erträgliches Maß erreicht hatte. Hinzu kam eine Krankheit, die ihnen schwer zuzusetzen begann. Fünf Tagesmärsche hinter Chalon traf es den Ersten, im Tal der Saône unterhalb eines der Weinberge, die den Fluss säumten. Ein paar Bauern, die gerade an ihren Reben arbeiteten, wurden Zeugen des Vorfalls. Ein Sklave krümmte sich plötzlich zusammen, übergab sich heftig und ließ sich ungeachtet der Ketten einfach fallen. Sein Vordermann wurde jäh zurückgerissen, die hinter ihm Gehenden stockten, und im Nu brach die ganze Ordnung zusammen.

Schon nahm sich ein Wächter der Angelegenheit an. Mit einem Fußtritt versuchte er, den Gestürzten zum Aufstehen zu bewegen, doch der rollte sich nur stöhnend auf die Seite und blieb liegen. Sein Kopf glühte wie ein Stein in der Mittagssonne, die Haltung seiner Glieder zeigte, dass er Schmerzen litt. Der Wächter trat ein zweites Mal zu, diesmal kräftiger. Der Sklave übergab sich erneut. Die Bauern im Weinberg hatten ihre Arbeit unterbrochen und starrten auf das Geschehen. Gleich darauf waren zwei der Händler heran. Mit besorgten Mienen stiegen sie von ihren Pferden und näherten sich dem Liegenden. Einer kniete neben ihm nieder, berührte seine Wange und fühlte nach seinem Herzen. "Sumpffieber!", knurrte er und stieß einen Fluch aus. Der andere nickte. Sumpffieber - jene Krankheit, die während der warmen Jahreszeit in manchen Landstrichen wie ein Schreckgespenst umging und bei der der Tod reiche Ernte hielt. Zuverlässig konnte man ihr nur entgehen, indem man einen weiten Bogen um diese Gegenden machte. Auf einen Wink eines der beiden Händler befreiten zwei Wächter den Liegenden von der Kette, packten ihn an Armen und Beinen, schleppten ihn außer Sichtweite und schlugen ihn tot.

Der zweite Verlust traf die Händler noch weit härter. Auf halber Strecke zwischen Lyon und Arles erkrankte einer der Knaben, die sie in Verdun gekauft hatten, ein vollständig Entmannter, der ihnen viel Geld einbringen sollte. Auch er litt unter glühender Hitze, Schmerzen in den Gliedern und heftigem Erbrechen, den gleichen Anzeichen wie bei dem Sklaven zuvor. Doch diesmal unternahmen die Händler den Versuch, den Betroffenen zu retten. In einem nahe gelegenen Kloster übergaben sie

ihn einem Mönch, der nach Aussagen von Einheimischen die Krankheit bereits in mehreren Fällen geheilt hatte. Ein Tag verging. Der Knabe wurde zur Ader gelassen, der Mönch flößte ihm Tränke ein und sprach Gebete, doch um die Mittagszeit des darauffolgenden Tages zeichnete sich ab, dass seine Bemühungen vergeblich sein würden. Noch bevor die Nacht anbrach, hatte das Sumpffieber ein zweites Todesopfer gefordert. Und schon deuteten Anzeichen auf einen dritten Erkrankten hin.

Zwei Tage später sank die Stimmung der Händler auf einen Tiefpunkt. Es war früh am Morgen, als sie auf der Landstraße drei Reitern begegneten. Die Händler erkundigten sich, woher sie kämen. Aus der Stadt Arles, antworteten die drei, der Hauptstadt des Königreichs Arelat, dem Hafen zum Mittelmeer. Sie seien im Auftrag eines hohen Herrn unterwegs. Die Händler zeigten sich erfreut. Wenn sie aus Arles kämen, so ihr Anführer, dann wüssten sie gewiss, wie es dort mit großen Schiffen bestellt sei. Die Reiter schielten nach den Sklaven. Große Schiffe gebe es durchaus, erwiderten sie, nur lägen diese schon seit einiger Zeit im Hafen, und daran werde sich wohl so schnell auch nichts ändern. Keiner der Kapitäne habe die Absicht, in nächster Zeit auszulaufen.

Die Sklavenhändler, sichtlich erschreckt von dieser Auskunft, warfen den Reitern fragende Blicke zu.

"Piraten!", antwortete einer von ihnen. "Vor der Küste treiben Piraten ihr Unwesen. Selbst das stärkste Schiff ist nicht vor ihnen sicher. Ihr werdet niemanden finden, der euch mitnimmt. Selbst für einen ganzen Schatz nicht."

Die Ankunft in Arles brachte die Bestätigung. Noch während die Wächter vor der Stadt das Lager aufschlugen, eilten die Händler zum Hafen, um Erkundigungen einzuziehen. Es verhielt sich tatsächlich so, wie die Reiter es ihnen gesagt hatten. Mehrere Schiffe waren von den Piraten bereits aufgebracht worden, die Mannschaften hatten sie entweder an den Masten aufgehängt oder sie hatten sie mitgenommen, um sie auf dem nächstbesten Sklavenmarkt zu verkaufen.

Noch am selben Tag setzte der Zug seinen Marsch fort, nun jedoch nicht länger in südlicher Richtung, denn dort lag das Meer, sondern gen Westen. Noch mehr Eile schien plötzlich geboten. Die Händler zeigten sich gereizt, und die Wächter griffen häufiger zu ihren Peitschen. Vor allem aber nahm die Geschwindigkeit zu, mit der die Sklaven über die Landstraßen getrieben wurden, und die täglichen Wegstrecken wurden länger.

Eine Woche nach Arles erreichten sie die Pyrenäen. Hoch türmte sich das Gebirge vor ihnen auf, ein gewaltiger Sperrriegel, der geradezu dazu erschaffen schien, jedem Fremdling das Weiterkommen zu verwehren. An seinen Hängen zog sich dichter Wald empor, in der Ferne stießen schneebedeckte Gipfel gegen einen sonnendurchflirten Himmel. Nur selten begegneten ihnen von nun an noch Menschen. Manchmal huschten einzelne wie Schatten vorbei, gelegentlich erblickten sie Bauern auf Viehweiden oder vor einsamen Gehöften, über deren Dächern sich Rauchfähnchen kräuselten. In einem Dorf nahe einer Schlucht wollten die Händler einen Führer anwerben, doch wie schon so oft auf dem Marsch wichen die Menschen dem Zug der Unglücklichen aus, versteckten sich in ihren Häusern oder im Wald, bis er vorüber war. Schließlich erklärte sich ein Ziegenhirt bereit, seine Herde vorübergehend in die Obhut eines anderen zu geben und die Fremden über die Berge zu führen - aber auch das erst, nachdem die Händler den angebotenen Lohn mehr als verdoppelt hatten.

Die Nacht verbrachten sie am Eingang der Schlucht, und als der Morgen dämmerte, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Schwerfällig kroch er zwischen den Felswänden hindurch, die sich an manchen Stellen so weit annäherten, dass der Himmel kaum noch zu sehen war. Danach ging es aufwärts. Steil wand sich der Pfad den Berg hinauf. Führte er zunächst durch dichten Wald, so wurde dieser mit der Zeit immer lichter, und niederes Buschwerk trat an die Stelle der Bäume. Als die Sonne gegen die Gipfel stieß, ließen die Händler das Lager errichten.

Vor Erschöpfung sanken viele der Sklaven in den Schlaf, ohne zuvor ihre kärgliche Mahlzeit eingenommen zu haben. In der Nacht wurde es kalt. Windböen wirbelten um die Schneegipfel und trugen den Eishauch hinab bis ins Lager. Am nächsten Morgen ging es weiter bergan. Steinböcke beobachteten den Zug, der sich mühsam voran quälte. Hoch oben in den Lüften kreisten Geier. Noch bevor die Sonne ihre volle Kraft entfaltet hatte, standen die Sklaven auf der Passhöhe. Doch wer auf eine Ebene und damit auf das Ende der Quälerei im Gebirge gehofft hatte, der wurde bitter enttäuscht - so weit das Auge reichte, nichts als Berge und immer mehr Berge. In vielen Gesichtern zeigte sich blankes Entsetzen. Neben Malina ließ sich eine Frau wimmernd zu Boden fallen, und erst die Tritte eines Wächters brachten sie wieder auf die Beine.

Aber war das Unglück der Sklaven auch schon groß, so konnte es immer noch größer werden. Zunächst ging es abwärts. Der Weg führte an einem Gebirgsbach

entlang, der anfänglich ruhig dahinplätscherte, sich aber schon bald durch Zuflüsse in einen reißenden Fluss verwandelte, der über Geröll und umgeknickte Bäume zu Tal stürzte. Irgendwann wurde der Weg enger. Felsen wuchsen auf der einen Seite empor und türmten sich zu einer steil aufragenden Wand, während auf der anderen Seite das Wasser tobte. Schließlich drang ein Geräusch wie Donnerrollen an ihre Ohren. Als sie näher kamen, sahen sie, dass der Fluss sich in einem gewaltigen Wasserfall in eine furchteinflößende Tiefe ergoss. Die Händler ließen Halt machen und überschütteten den Führer mit Vorwürfen. Der jedoch blickte sie unschuldig an, wies mit den Armen in alle Richtungen und schüttelte den Kopf. Unterdessen mahn-ten die länger werdenden Schatten, dass die Zeit nahte, einen Platz für das Nachtlager zu suchen.

Nach kurzer Beratung gaben die Händler das Zeichen zum Weitergehen. Erneut stolperten Füße über scharfkantiges Gestein, rann Schweiß über ausgezehnte Körper, und das Stöhnen der Erschöpften erfüllte abermals die Luft. Dann war der Weg auf einmal zu Ende. Der Führer entdeckte den Bergrutsch als Erster, als er um eine Felsnase bog. Auf einer Strecke von fast zwanzig Pferdelängen war der Weg weggebrochen bis auf einen schmalen Streifen an der Felswand, der in schwindelerregender Höhe über dem Fluss klebte. Kreidebleich im Gesicht, stammelte der Führer Erklärungen für die Lage, in der sie sich befanden, die indes nichts anderes waren als der Ausdruck seiner Ratlosigkeit, vor allem aber seiner Angst, die Händler könnten ihn für das Dilemma zur Rechenschaft ziehen.

Das rasche Sinken der Sonne erzwang eine Entscheidung. Der Anführer der Händler winkte einen Wächter mit dessen Pferd heran und deutete auf den Streifen, den der Bergrutsch von dem Pfad übriggelassen hatte. Der Ausgewählte starrte entsetzt zuerst auf den Streifen, der ihm aus der Nähe noch weit schmaler erschien, dann auf das tosende Wasser in der Tiefe, bis sein Blick das Schwert erfasste, das der Anführer plötzlich in der Hand hielt. Aus dem Gesicht des Wächters wich alle Farbe. Er zögerte, wohl wissend, dass er keine Wahl hatte. Zahlreiche Augen folgten ihm, als er sich in Bewegung setzte. Unten brüllte der Fluss. Das Schwert des Händlers im Rücken, setzte er einen Fuß auf den Pfad und tastete sich langsam voran, hinter ihm, an kurzem Zügel, sein Pferd. Als beide die Mitte bereits überschritten hatten, löste sich ein Stein und stürzte mit ein paar weiteren in die Tiefe. Schon drohte das Tier zu scheuen, doch einige Augenblicke später hatten Reiter und Pferd die an-

dere Seite erreicht. Der Händler schob das Schwert in die Scheide zurück und erteilte seinen Männern Befehle.

Tragesättel wurden überprüft, Lasten festgezurt und die ersten Sklaven von ihren Ketten losgeschlossen. Nur getrennt sollten sie die Gefahrenstelle hinter sich bringen. Stürzte ein Einzelner in den Tod, wäre es ein Verlust - würde er andere mit sich reißen, wäre es eine Katastrophe. Drei weitere Wächter wechselten auf die gegenüberliegende Seite, um die Sklaven in Empfang zu nehmen, während die anderen ihre Peitschen in den Händen wiegten und mit Luchsaugen die von ihren Ketten Befreiten beobachteten. Niemand bemerkte, wie der Führer sich durch das Gewirr aus Menschen und Tieren heimlich nach hinten stahl und verschwand. Zwei mit Lasten beladene Maultiere wechselten mit sicherem Tritt über den Pfad, danach folgten die ersten Sklaven. Einige aufrecht gehend, andere auf allen vieren kriechend, bewegten sie sich auf die andere Seite hinüber, wo sie von den Wächtern sofort wieder aneinandergekettet wurden. Zwei weitere Maultiere folgten, danach kamen die nächsten Sklaven. Zögerte einer oder weigerte er sich, den Pfad zu betreten, so deuteten die Wächter mit der Hand nach unten und machten ihm auf diese Weise klar, was ihn im Fall von Ungehorsam erwartete.

Dann war Malina an der Reihe. Schwitzend vor Angst, tastete sie sich vorwärts, wie sie es bei den anderen beobachtet hatte. "Nicht nach unten schauen!", hatte ihr ein Wohlmeinender mit auf den Weg gegeben. Zuerst hielt sie sich daran, doch auf einmal erregte etwas ihre Aufmerksamkeit und sie sah in die Tiefe. Für einen Moment hatte sie das Gefühl, in den wild tobenden Fluss hinabgezogen zu werden, aber ein rascher Blick zu der Felswand gab ihr neue Kraft. Mit angehaltenem Atem setzte sie einen Fuß vor den anderen, und ohne sich noch einmal beirren zu lassen, erreichte sie die andere Seite. In höchster Anspannung verfolgte sie kurz darauf, wie Myslaw und Heinrich das Hindernis überwandten. Erleichtert hätte sie beide am liebsten in die Arme geschlossen, doch schon trug jeder von ihnen wieder seine Ketten. Wo eben noch eine Ahnung von Freiheit gewesen war - wenn auch nur für einen winzigen Augenblick und obendrein im Zeichen der Angst -, war alles wieder so wie zuvor.

Irgendwann bemerkten die Händler das Verschwinden des Führers. Zorn stieg in ihnen auf - Zorn auf den, der sie zuerst in die Irre geführt und sich dann aus dem Staub gemacht hatte, Zorn aber auch auf die Wächter, die seine Flucht nicht verhindert hatten. Man hätte den Kerl einen Abhang hinter stoßen sollen, schimpfte einer

der Händler. Die richtigen Wege habe der nie und nimmer gekannt, nur Geld wollte er haben, doch so seien diese Bergvölker nun einmal: habgierig und dumm. Der Anführer schnitt ihm das Wort ab. Was geschehen sei, das sei geschehen, sagte er. Jetzt komme es darauf an, einen neuen Führer aufzutreiben, da man sich ohne fremde Hilfe in den Bergen nicht zurechtfinden werde. Zunächst aber müsse man einen Lagerplatz suchen, denn die Dunkelheit sei nicht mehr fern. Die beiden anderen Händler murmelten Zustimmung und wandten sich dann ab - gerade in dem Augenblick, als ein Wächter einen weiteren Sklaven vor den Engpass führte. Niemand bemerkte dessen Blick, eine Mischung aus völliger Erschöpfung, Verzweiflung und Hass. Eine tödliche Mischung. Einige Atemzüge lang verharrte er reglos, während der Wächter sich anschickte, ihn mit der Peitsche anzutreiben. Dann drehte er sich um, warf sich mit seiner allerletzten Kraft gegen seinen Peiniger und riss ihn mit sich hinab in die Tiefe.

Hart schlugen die beiden Körper auf dem Wasser auf und wurden schon im nächsten Moment von den Fluten mitgerissen. Die Händler und die Wächter stießen Flüche aus, während manch einer der Sklaven sich fragte, warum er nicht das Gleiche getan hatte wie sein Leidensgefährte. Der Anführer reckte das Schwert in die Luft. Mit Worten und mit unmissverständlichen Gesten bedeutete er den Sklaven, dass er jeden von ihnen eigenhändig in den Abgrund stürzen würde, der den Anschein erweckte, sich widersetzen zu wollen. Nachdrücklicher als zuvor wurden darauf die noch verbliebenen Sklaven über den Engpass getrieben, und so dauerte es nicht lange, bis der ganze Zug das Hindernis überwunden hatte. Im schwachen Licht des zu Ende gehenden Tages setzte sich der Sklavenzug noch einmal in Bewegung.

In einem aus fünf Häusern bestehenden Weiler fanden sie am nächsten Tag einen neuen Führer, diesmal einen, der das Land so gut kannte wie ein Pyrenäenfuchs sein Revier. In wenigen Tagen hatten sie das unwirtliche Gebirge hinter sich gelassen, und abermals tauchten sie in eine andere Welt ein. Vor ihnen erstreckte sich die Iberische Halbinsel. Von einigen kleinen Königreichen im Norden abgesehen, die sich zum christlichen Glauben bekannten, gehörte der überwiegende Teil des Landes dem Gott, den seine Bewohner Allah nannten. Mehr als zweihundert Jahre war es her, dass islamische Gotteskrieger unter ihrem Anführer Tariq ibn Ziyad von Afrika her kommend die Meerenge überquert hatten und in Spanien eingefallen waren. Durchdrungen von ihrem Glauben und beseelt von dem glühenden Verlangen, ihn zu verbreiten, waren sie in einem einzigen Siegeszug durch das Land ge-

stürmt, hatten dessen Herren, die Westgoten, vom Thron gefegt und an Stelle des Kreuzes das Banner des Propheten aufgepflanzt. Al-Andalus, so hatten sie das eroberte Land genannt. Geleitet von selbstbewussten Emiren und Kalifen, gestützt auf ein schlagkräftiges Heer, eine blühende Wirtschaft und eine vorzügliche Verwaltung, war es zu einem der mächtigsten und wohlhabendsten Reiche der Welt geworden. Zu einem Reich vollendeter höfischer Prachtentfaltung und gleichzeitig zu einem Hort des Geistes, in dem Wissenschaft und Bildung eine einzigartige Wertschätzung erfuhren. Zu einem Land, dessen Ruhm weit über seine Grenzen hinausstrahlte und dessen Hauptstadt Córdoba selbst dem fernen Bagdad - dem glorreichen Mittelpunkt des östlichen Kalifats - in keiner Weise nachstand.

Als der Sklavenzug an einem klaren Oktobermorgen die Grenze dieses mächtigen Al-Andalus erreichte, wussten die Verschleppten von all dem nicht das Geringsste. Stumm warteten sie, während die Händler sich nach Neuigkeiten aus dem Reich erkundigten, in dem sie zu Hause waren, von dem sie aber kaum Nachrichten hatten, seit sie zu ihrer langen Reise aufgebrochen waren. Auf gut unterhaltenen Straßen durchquerten die Gefangenen nun ein Land, dessen üppige Fruchtbarkeit selbst noch zu dieser Zeit, da das Jahr sich dem Ende zuneigte, sie in Erstaunen versetzte. Unter einem sonnigen Himmel wiegten sich schlanke Dattelpalmen im Wind, knorrige Ölbäume wechselten mit Pfirsichen und Feigen, ein ausgeklügeltes Netz von Staubecken, Kanälen und Gräben führte Wasser auf die Äcker, auf denen Getreide und Zuckerrohr wuchsen, Baumwolle und Reis. Hell leuchteten ihnen Dörfer und Städte mit weiß gekalkten Häusern entgegen. Sie trafen Maultierkarawanen mit schweren Lasten, Bauern, die auf Eseln zu ihren Feldern ritten, sahen Postreiter auf schnellfüßigen Kamelen und begegneten Menschen, die in Gruppen zusammenstanden oder am Wegesrand hockten und angeregte Gespräche miteinander führten. Alle in fremdartige Gewänder gekleidet, und viele von ihnen mit so finsternen Gesichtern, dass den Sklaven ganz bange bei ihrem Anblick wurde.

Eine Woche folgte der nächsten, während sie über die Straßen dahinzogen und die Tage allmählich kürzer und die Nächte länger und kühler wurden. Doch noch immer war die Erde nicht zu Ende, wie viele es befürchtet hatten, stets tauchte hinter jedem Berg eine neue Ebene auf und hinter jeder Ebene ein neuer Berg. Schon wähten manche, der Marsch könne womöglich noch Monate oder gar Jahre andauern, da näherten sie sich eines Tages endlich ihrem Ziel. Weder die Händler noch die Wächter verloren ein Wort darüber, aber dennoch spürten es alle. Dichter beieinan-

der als zuvor lagen auf einmal die Dörfer, häufiger schimmerten prunkvolle Landhäuser hinter kunstvoll angelegten Gärten hervor, dazu füllten immer mehr Menschen die Landstraßen. Aus allen Richtungen kamen sie, zu Fuß oder als Reiter, mit Karren oder mit Tragekörben auf ihren Rücken, und bildeten einen Strom, der beständig answoll und der angezogen wurde von einem Ziel, das zwar zu erahnen war wie der Strudel am Ende eines Sogs, das aber einstweilen noch unsichtbar blieb.

Dann tauchte die Stadt vor ihnen auf. Das Erste, was sie von ihr sahen, waren die Minarette, die sich wie riesige Finger in den tiefblauen Himmel bohrten. Die Händler hielten ihre Pferde an und starrten sichtlich bewegt nach vorn. "Córdoba!", stieß ihr Anführer mit belegter Stimme hervor, und "Córdoba!" stimmten die beiden anderen mit ein. Auch die Wächter zeigten sich berührt. Die Sklaven hingegen schauten gleichgültig auf die Stadt und schwiegen. Sie schwiegen auch noch, als sie ihrem Ziel immer näher kamen, als neben den Minaretten die Kuppeln mächtiger Moscheen emporwuchsen und mehrgeschossige, aus rotbraunen Ziegeln errichtete Häuser vor ihnen auftauchten. Umgeben von einer ständig dichter werdenden Menge bahnten sie sich ihren Weg - ausgemergelt und voll düsterer Gedanken, verbrannt von der Sonne, verdreckt und mit geschundenen Füßen, die die Länder zahlreicher Herren unter sich gespürt hatten. Am Ufer des Wad al-Kabir - vor der Steinbrücke, die die Römer einst gebaut hatten - machten sie einen kurzen Halt, während der Anführer mit einem Stadtwächter sprach. Unten am Fluss waren Arbeiter damit beschäftigt, einen der mächtigen Pfeiler auszubessern; am gegenüberliegenden Ufer machten sich andere an einem gewaltigen Schöpfrad zu schaffen, das die Stadt mit Wasser versorgte. Unterdessen drängte ein endloser Strom von Menschen und Tieren auf die Brücke und quälte sich über den Engpass auf das wuchtige Tor in der mit wehrhaften Türmen besetzten Mauer zu, um sich von dort auf die dahinterliegende Stadt zu verteilen.

Die Sklavenhändler hatten mit ihrem Gefolge gerade die Brücke betreten, als es zu einem Zwischenfall kam. Eine von vier Negern getragene, mit roten Tüchern verhängte Sänfte prallte gegen einen Bauern, der einen Korb voller Orangen auf dem Rücken trug. Der Bauer kam ins Stolpern, und der Inhalt seines Korbes ergoss sich über die Brücke. Wortreiches Geschimpfe setzte ein, während der Geschädigte auf die Knie ging und sich zwischen Beinen und Hufen an das Einsammeln seiner Früchte machte. Ein paar Lanzenreiter, die keineswegs gewillt waren, sich von einem Bauern aufhalten zu lassen, machten das Durcheinander vollkommen. Nichts ging mehr,

alles war ein großes Knäuel, dessen Entwirrung nur durch Zeit oder durch ein Wunder gelingen konnte. Heinrich stand eingeklemmt zwischen einem mannshohen Karrenrad und einem Jüngling mit einem Brett voll frischer Pasteten, deren würziger Duft ihm in die Nase stieg. Vor ihm und hinter ihm kämpften die Wächter darum, die Gefangenen zusammenzuhalten. Ihn schwindelte. Was für eine Welt, in die er geraten war! Was für ein kaum fassbarer Gegensatz zu allem, was er bisher gesehen hatte! Für einen Moment stand ihm die Brandenburg vor Augen - ein lächerliches Nichts gegenüber dem, was er hier vorfand. Eine unbedeutende Ansammlung von Holzhäuschen inmitten endloser Wälder, mit einer winzigen Zugbrücke und einer ebenso winzigen hölzernen Palisade, hinter der es kaum mehr Menschen gab, als hier allein auf dieser Brücke. Was für eine Stadt musste das sein, die sich hinter der mächtigen Mauer verbarg! Was für eine riesige, einzigartige Stadt!

Heinrich reckte sich, und seine Augen suchten Malina, doch er konnte sie nirgends entdecken. "Endlich sind wir am Ziel!", vernahm er eine Stimme hinter sich. Sie gehörte einem Mann, der schon seit Prag dabei war. Und obwohl die Stimme unendlich müde klang, schwang unverkennbar Befriedigung in ihr mit. "Endlich?", erwiderte ein anderer. "Ich kann nicht froh darüber sein. Weiß ich denn, was mich jetzt erwartet? Bisher wusste ich es immer, jedenfalls einigermaßen. Aber nun? Was wird morgen sein? Und was übermorgen?" Der Sprecher machte eine Pause und fügte dann bitter hinzu: "Vielleicht sehne ich mich morgen schon nach dem Heute zurück."

Die Antwort wurde von dem Knarren des Karrenrades verschluckt, das sich schwerfällig ein Stück weiter bewegte. Die Orangen waren eingesammelt, die Lanzenreiter verschwunden.

Ein Ruck an der Kette bedeutete Heinrich, dass es weiterging. Ohne dass er seinen Füßen den Befehl dazu geben musste, begannen sie wieder zu laufen. Plötzlich entdeckte er Malina. Sie tauchte in einer Lücke auf, ihr Gesicht drehte sich ihm zu, und für die Dauer eines Atemzugs trafen sich ihre Blicke. Zu Tode erschöpft sah sie aus, vor allem aber unsagbar traurig. Nun war es nur noch eine Frage der Zeit, bis ihre Wege sich trennten. Er wollte ihr zulächeln und ihr Mut machen, doch in diesem Augenblick schob sich ein Mann mit einem Affen auf der Schulter zwischen sie, und die Verbindung zerriss. Zusammen mit den anderen Sklaven überquerten sie die Brücke und hielten auf das Tor zu. Auf den Eingang in die fremde Welt, die sie erwartete.

Den Eingang in ihr künftiges Leben.

ZWEITER TEIL

Masdjid-i Djami, die Große Moschee von Córdoba, war eine Oase der Stille inmitten der lärmenden Welt, ein Ort der Besinnung in der Geschäftigkeit des Alltags und zugleich ein überwältigendes Zeugnis dafür, welche außergewöhnliche Leistungen Menschen zum Lobpreis des Allerhöchsten vollbringen konnten. Als einen steinernen Palmenhain hatten Dichter ihr Inneres beschrieben - einen vielstämmigen, sich scheinbar bis ins Unendliche fortsetzenden Wald aus schlank aufragenden Säulen, die von doppelten Hufeisenbögen überspannt wurden und eine schier unerschöpfliche Vielzahl von Durchblicken schufen, jeder einzigartig im Verlauf seiner Farben und Linien und voller Anmut und Harmonie. Weiche Wollteppiche bedeckten den Boden, auf denen die Gläubigen ihre Gebete verrichteten. Aus hochgelegenen Fenstern floss sanft der Tag herein und tauchte den Raum in ein dämmriges Licht. Brach die Dunkelheit an, zauberten kunstvoll verzierte Ampeln und Lüster den Sternenhimmel in die Gewölbe. Gegen Mekka gerichtet, erhob sich die Qiblawand mit der Maqsura, dem Ort, der dem Kalifen vorbehalten war, und dem Mihrab, der Gebetsnische mit den Kuppeln, geschaffen von den besten Baumeistern und den fähigsten Handwerkern im Auftrag des Kalifen Al-Hakam - ein Gebilde von solcher erlebter Schönheit, das tausend mal tausend Worte nicht ausgereicht hätten, es angemessen zu preisen.

Unweit der Gebetsnische hatten sich zwei Männer mit dem Rücken an einer Säule aus Alabaster niedergelassen. Die Augen starr auf die goldenen Schriftbänder auf rotem und azurblauem Grund gerichtet, gaben sie sich dem Fließen ihrer Gedanken hin. Längst war die Zeit des Mittagsgebets vorüber, war das letzte "Friede sei mit euch und Allahs Gnade" verhallt. Nur wenige Gläubige saßen noch beisammen und sprachen in gedämpftem Ton miteinander.

"Allah sei gepriesen!", hob der Ältere der beiden an. "Er allein lenkt unsere Schritte. Er bestimmt den Weg, den wir gehen. So es ihm gefällt, werde ich im nächsten Jahr mein Haupt nicht unter fremden Sternen zur Ruhe betten. Mögen andere die Große Wüste durchqueren - ich werde in meinem geliebten Córdoba bleiben. Nach Sidjilmassa habe ich bereits eine Botschaft gesandt. Mein Vetter weiß,

dass er ohne mich reisen muss." Er strich mit der Rechten durch seinen langen Bart, der in zwei sorgsam gepflegten Enden auslief. Seine Augen, sonst aufmerksam und wach, wirkten müde, auf seiner Stirn lagen Falten. "Fünzig lange Jahre wandle ich nun schon auf dieser Welt, dem barmherzigen Gott sei Dank dafür. Aus dem schmutzigen Jungen, der einst in einem schäbigen Loch in den Marktgassen von Sevilla zu Hause war, ist ein angesehener Herrscher geworden. Muhammad al-Maqqari, der Bruder meiner Mutter - Allah sei seiner Seele gnädig! -, hat mich aus dem Dreck gezogen und mich gelehrt, wie man es zu einem Vermögen bringt. Heute besitze ich mehr, als er jemals sein Eigen nennen konnte. Der Goldhandel verläuft zu meiner vollen Zufriedenheit; die Arbeit meiner Elfenbeinschnitzer weiß man sogar im Palast unseres erhabenen Kalifen zu schätzen - Lob und Preis seien ihm!; von dem Gedeihen meines Gestüts konntest du dich bereits überzeugen; und der Kauf der Galeere in Cartagena vor zwei Jahren hat sich als ein Glücksgriff erwiesen. Es geht mir gut, lieber Freund. Ich besitze mehr, als ich mir jemals erträumt habe. Aber seit einiger Zeit verspüre ich eine nie gekannte Müdigkeit, und ich sehne mich nach dem Balsam der Ruhe. Und das, obgleich die Kräfte mich noch längst nicht verlassen haben. Zweifellos ist dies der Preis des Lebens, den der Allmächtige uns in seiner alles bedenkenden Weisheit auferlegt hat. Uns ebenso wie dem Adler, der immer mühsamer in den Himmel aufsteigt, je älter er wird."

Als wollte er seine Worte unterstreichen, nickte Muhsin Ibn Said bedächtig mit dem Kopf und richtete dabei den Blick auf den neben ihm Sitzenden. Abu Imran gehörte zu denen, die entgegengebrachtes Vertrauen wie einen Schatz hüteten. Er war ein schlanker, fast schon asketisch wirkender Mann mit einem Gesicht, dessen Züge zugleich Neugier und Güte ausstrahlten. Von der Abstammung her war er kein Araber wie die meisten, die es in Al-Andalus zu Einfluss und Wohlstand gebracht hatten. Es war das Blut der nordafrikanischen Berber, das in seinen Adern floss - das Blut jenes Volkes, dessen Männer einst die Hauptlast bei der Eroberung des Landes getragen hatten, von denen es später aber nur wenigen gelungen war, gehobene Posten zu bekleiden, insbesondere im Palast des Kalifen. Abu Imran war einer von ihnen.

"Es geschieht nichts ohne Allah, denn so steht es geschrieben: 'Uns wird nur das treffen, was Gott uns bestimmt hat.' Was immer wir tun, ist in einem Buch verzeichnet, und wenn es dir bestimmt ist zu ruhen, mein Freund, so wirst du ruhen." Abu Imran ließ die Worte einen Augenblick im Raum hängen, bevor er weiter sprach.

"Ich verstehe die Müdigkeit, die dich erfasst hat, denn auch ich kann mich ihr mit den Jahren immer weniger entziehen. Sie gleicht einem Wegelagerer: Lange liegt sie geduldig auf der Lauer, doch sobald sich ihr die Gelegenheit bietet, überwältigt sie uns. Niemand vermag ihr zu entrinnen, wie du zu Recht bemerkt hast, denn so und nicht anders hat der Herr der Welten es eingerichtet. Und wer wären wir Menschen, wollten wir das, was Er uns bestimmt hat, beklagen!"

Ein Gläubiger in einem weißen Burnus näherte sich und nahm nicht weit von ihnen entfernt vor dem Mihrab die Gebetshaltung ein. Abu Imran senkte die Stimme. "Aber zählt die Müdigkeit auch zu den festen Bestandteilen unseres Lebens, so gilt nicht minder, dass ihr Auftreten uns so manchen Genusses beraubt, dessen wir uns zuvor erfreuen durften. Des Genusses zum Beispiel, auf Reisen zu gehen ... Mir ist nicht verborgen geblieben, lieber Freund, wie sehr du es immer wieder geschätzt hast, deiner Familie und den vielen, die du kennst, Lebewohl zu sagen, um ein weiteres Mal in die Ferne zu ziehen. Zwar waren die Reisen, die dich in die Große Wüste und darüber hinaus geführt haben, beschwerlich und obendrein voller Gefahren, aber stets waren sie auch ein Labsal für deine Seele und eine Medizin gegen die Unruhe, die du in deinem Herzen trägst. Die meisten Menschen scheuen das Reisen wie eine lebensbedrohende Krankheit. Sie gleichen den Vögeln, die man in Käfigen hält, nur nehmen sie im Gegensatz zu diesen ihr Schicksal mit Dankbarkeit an. Deine Bestimmung jedoch ist die Bewegung, die Allah, der alles wohl Erwägende, in die Welt gesetzt hat, um uns sein großartiges Werk vor Augen zu führen." Abu Imran schwieg einen Moment. "Und dann sind da auch noch die Früchte deiner Unternehmungen", setzte er mit einem freundschaftlichen Lächeln hinzu. "Das Elfenbein für deine Schnitzer etwa - wer wird es in Zukunft herbeischaffen? Nie gab es einen Einkäufer, der anspruchsvoller war als du."

Die Miene Ibn Saids, eben noch ein Spiegel seiner Sorgen, hellte sich auf. Er langte unter seinen Kaftan, zog einen in weiße Seide eingeschlagenen Gegenstand hervor und begann, ihn auszuwickeln. Ein kunstvoll geschnitztes Kästchen aus Sandelholz kam zum Vorschein. Der Deckel wurde von drei halb geöffneten Rosenblüten aus Elfenbein geziert, jede von ihnen kaum größer als eine Olive aus Arbeca. "Rose – du Wunder aller Blumen, die blühen. Jedes Blatt ein Zeuge der Liebe im Frühling." Er reichte Abu Imran das Kästchen. "Kein Elfenbein eignet sich besser für die Königin der Blumen. Sieh nur den rosafarbenen Schimmer, der eine solche Verwendung geradezu verlangt. Wenn es heißt, die Rose sei aus einem Schweißtropfen des Pro-

pheten entstanden, als er zum Himmel auffuhr – Allah segne ihn und spende ihm Heil! –, so vermittelt gerade dieses Material eine Ahnung davon. Es ist schwer zu beschaffen, denn im Land der Elefanten gibt es nur ein kleines Gebiet, in dem Tiere mit solch herrlichen Zähnen leben. Und" - fügte er mit einem Ausdruck des Stolzes hinzu - "in der ganzen großen Stadt Córdoba gibt es nur einen einzigen Händler, bei dem die daraus gefertigten Kostbarkeiten zu erwerben sind."

Das Kästchen andächtig im Licht drehend, betrachtete Abu Imran die zarten Blütenblätter, von denen keines den anderen glich.

Ibn Said ließ einen Augenblick verstreichen, bevor er den Gesprächsfaden wieder aufnahm. "Deine Worte sind ein tiefer Blick in meine Seele, bester Freund. Jawohl, es ist wahr - Allah, der den Tatendrang schuf und auch die Trägheit, der die Bewegung in die Welt setzte und zugleich das Verharren, Er hat mich mit der Gabe der Unrast bedacht, dieser Erzfeindin der Müdigkeit, die sich zur Wehr setzen wird, solange sie es kann. Bald wird das Jahr sich erneuern. Die Tage werden länger, die Sonne wird ein weiteres Mal ihre Wärme über uns verströmen, und die Kräfte unseres Lebens werden sich wieder entfalten. Vielleicht lässt der Barmherzige auch mir noch einmal Flügel wachsen und gewährt mir in dem Jahr, das auf das nächste folgt, die Gnade einer letzten Reise. Jawohl, einer letzten - du hast richtig gehört. Die verschleierte Männer der Wüste haben ein Sprichwort, und obwohl sie Heiden sind und finstere Götzen anbeten, anstatt die Weisheit in der Wahrheit zu suchen, darf man ihre Erfahrungen nicht geringschätzen. 'Wer sechs Mal die Wüste durchquert hat', sagen sie, 'der hat sein Glück bis zum Äußersten ausgereizt.' Meine nächste Reise wäre die sechste." Er zögerte, und als er weiter sprach, hatte seine Stimme einen anderen Klang. "Nach dieser Reise wird Qasim meine Nachfolge antreten."

Abu Imran öffnete den Mund, um zu antworten, zog es jedoch vor zu schweigen. Nachdenklich wanderte sein Blick über die Medaillonmuster des Teppichs, auf dem sie saßen. Nahe der Gebetsnische hatte der Gläubige sich erhoben und schickte sich an zu gehen.

"Ich kenne die Sätze, die du in deinem Mund verschlossen hältst", hob Ibn Said nach einer Weile erneut an zu sprechen. "Und ich weiß, dass du es tust, um Kummer von mir fernzuhalten. Glaub mir, deine Sorge um mich tut mir wohl. Aber verhält es sich nicht so, dass die Wirklichkeit auch ohne das Wort ist, was sie ist? Qasim ist ein schlechter Sohn, niemand könnte das leugnen. Und ein schlechter Sohn ist eine Warze im Gesicht seines Vaters: Belässt man sie dort, ist es ein Makel;

schneidet man sie heraus, ist es ein Schmerz. Ich habe mich für den Makel entschieden, da Qasim mein einziger Sohn ist. Außer ihm habe ich niemanden, der mein Werk fortsetzen könnte. Es ist seine Pflicht, mein Geschäft zu übernehmen, denn als seinem Vater schuldet er mir Gehorsam." Auf das Gesicht Ibn Saids legte sich ein Schatten. "Indes macht er keinen Hehl daraus, wie wenig es ihm zusagt, in meine Fußstapfen zu treten. Natürlich weiß er die Früchte meiner Arbeit zu schätzen, nur sind ihm die Beschwerlichkeiten ein Gräuel, die sie mit sich bringt. Qasim hasst Afrika, das hat er mich auf jeder unserer Reisen spüren lassen. Er verabscheut die Karawanen, mit denen wir die Schätze des Südens herbeischaffen, und verflucht jede Unzuträglichkeit, der er sich ausgesetzt sieht. Dabei sind ihm diese Gefühle nicht einmal zu verdenken, denn auch mir bereiten Entbehrungen Verdruss. Nur hat der Allweise – gelobt sei sein Name! – es nun einmal so eingerichtet, dass das Gute sich oft mit dem Schlechten vermählt. Qasim aber sucht nur das Gute. Seine Welt ist der grenzenlose Genuss. Weiche Polster und gutes Essen, Wein, Pferderennen und Glücksspiele sind die Dinge, mit denen er seine Tage am liebsten verbringt, umgeben von Speichelleckern und Schmarotzern, die wie Fliegen an ihm kleben. Qasim liebt das Geld, und noch mehr liebt er es, das Geld mit vollen Händen auszugeben. Die Arbeit jedoch scheut er. Schlechte Voraussetzungen, ihm meine Geschäfte ..."

Ein nachdrückliches Räuspern ließ Ibn Said innehalten. Er hob den Kopf. Wenige Schritte entfernt stand ein Palastdiener. Der Mann grüßte, beugte sich zu Abu Imran herab und sprach leise in sein Ohr.

Ibn Said runzelte fragend die Stirn, und je länger der Diener redete, umso stärker wuchs in ihm der Verdacht, dass das gerade erst begonnene Gespräch bereits beendet war. Abu Imrans knappes, an den Diener gerichtetes "Der Wunsch meines Herrn ist mir Befehl" brachte ihm die Bestätigung.

"Das Leben ist eine Aneinanderreihung von Unvorhersehbarem", wandte sich sein Freund an ihn, nachdem der Bote verschwunden war. "Eben noch plante ich, dich nach unserem Gespräch auf den Sklavenmarkt zu begleiten, nun verlangt man im Palast nach mir. Mein Herr, der Sahib al-Medina, sieht sich gewissen Schwierigkeiten gegenüber, und ich, wenngleich nur ein einfacher Qatib, soll ihm bei deren Bewältigung zur Seite stehen." Ein Lächeln spielte um Abu Imrans Mund. "Ein weiteres Beispiel dafür, dass das Leben von uns Sekretären doch nicht so beschaulich verläuft, wie man außerhalb der Palastmauern anzunehmen pflegt." Er nahm das Buch auf, das neben ihm lag - eine Abhandlung des persischen Astronomen Abd ar-

Rahman al-Sufi über Fixsterne - und kam auf die Füße. "Wenn es dir recht ist, so lass uns noch ein kurzes Wegstück gemeinsam zurücklegen. Beim Suq der Brokathändler mögen sich unsere Wege dann trennen."

Ibn Said erhob sich ebenfalls. "Wie gern hätte ich die Freude unseres Beisammenseins noch länger genossen. Doch ist mir bewusst, dass eine so wichtige Persönlichkeit wie du sich ihren Pflichten nicht entziehen darf. Allerdings bitte ich dich, auf meine Begleitung zu verzichten. Die Stunde meines Zusammentreffens mit Qasim ist noch nicht angebrochen. Bis es soweit ist, möchte ich an diesem großartigen Ort verweilen, an dem die Gedanken so klar fließen wie das Wasser aus einer Quelle. Zur verabredeten Zeit werde ich mich dann auf den Sklavenmarkt begeben." Er breitete die Arme aus. "Allah schütze und behüte dich, mein Freund! Wenn es Sein Wille ist, wird Er uns schon bald die Freude eines Wiedersehens zuteil werden lassen."

"Der Allmächtige schütze und behüte auch dich!" Beide umarmten sich. Dann strich Abu Imran seinen pelzverbrämten Kaftan glatt, rückte den Turban zurecht und strebte mit zügigen Schritten dem Ausgang entgegen.

Mehrere Männer ließen sich dicht bei dem Zurückgebliebenen nieder, darunter einer, der den Tailasan eines Gelehrten über den Schultern trug. Ibn Said kannte den Mann von den Gebetszeiten her, ein angesehener, gleichwohl unangenehmer Zeitgenosse, der als Lehrer an der Medrese der Moschee wirkte. Jener Hochschule, die vielen als eine der bedeutendsten der Welt galt und aus der nicht nur zahlreiche herausragende Korankenner und Rechtsgelehrte hervorgegangen waren, sondern ebenso befähigte Mediziner und hochbegabte Mathematiker. Kaum saßen die Männer, als der Lehrer mit einer schnarrenden Stimme seine Unterweisung begann, die wie ein rostiges Messer die Stille zerschnitt. Ibn Said zeigte sich verärgert, nötigte die Unhöflichkeit der anderen ihn doch, entweder diesen das Unziemliche ihres Verhaltens deutlich zu machen und es damit womöglich auf einen Streit ankommen zu lassen oder aber - der Heiligkeit des Ortes angemessener - nach einer Insel der Ruhe Ausschau zu halten. Suchend streifte er durch den Raum, bis er einen Platz gefunden hatte, der seinen Vorstellungen entsprach, und ließ sich nieder.

Ibn Said schloss die Augen und lauschte auf seinen Atem, doch die erhoffte innere Ruhe wollte sich nicht einstellen. Immer wieder wanderten seine Gedanken zu Qasim. Weit stärker, als er es sich gewünscht hätte, beeinflusste dieser sein Denken, sein Fühlen und Handeln. Ein Umstand, der unter anderem auf Qasims höchst ärger-

liche Eigenart zurückzuführen war, sich stets aufs Neue in Schwierigkeiten zu bringen, wohl wissend, dass sein Vater alles unternehmen würde, ihn daraus zu befreien. Wie zuletzt vor einigen Tagen, als Qasim um ein Haar vor den Qadi gezerrt worden wäre.

Es hatte damit angefangen, dass ein Gürtelmacher aus der Gegend um den Al-Burdi-Friedhof sich ins Unglück geredet hatte. Ausgestattet mit einem lockeren Mundwerk, war er wiederholt über seine Mitbürger hergezogen und hatte bössartige Gerüchte und Verleumdungen in die Welt gesetzt, wobei er selbst vor höhergestellten Personen nicht haltgemacht hatte, stets davon überzeugt, dass die Betroffenen nichts von seinen Gehässigkeiten erfahren würden. Lange Zeit war alles gutgegangen, von blauen Flecken und einem ausgeschlagenen Zahn abgesehen, dessen Verlust er gegenüber Unwissenden als das Ergebnis eines Sturzes ausgegeben hatte. Und hätte er nicht gerade den Sahib al-Schurta ins Visier genommen, den Befehlshaber der Wachen, dessen Residenz sich in der Palaststadt gleich neben der des Kalifen befand, wäre er vielleicht auch weiterhin ohne ernsthafte Folgen davongekommen. So aber stieß er sich selbst in den Abgrund, als er auf einem viel besuchten Räuchermarkt jenen hochrangigen Würdenträger, einen Araber, als einen Nachfahren von elenden Wüstenräubern bezeichnete und ihn zu allem Überfluss auch noch der Habgier bezichtigte. Die Worte des Gürtelmachers waren kaum verklungen, als er bereits festgenommen und abgeführt wurde. Kurz darauf fand er sich in einem Käfig neben dem Toledo-Tor wieder, nachdem der Henker ihm zuvor mit Nadel und Faden den Mund zugenäht hatte.

Am Abend desselben Tages war Qasim mit einigen Freunden an dem Missetäter vorbeigekommen. Qasims Zunge war gelöst von reichlichem Weingenuss, und so blieb er vor dem Käfig stehen, brach über die Art der Bestrafung in Gelächter aus und verkündete, er kenne jemanden, bei dem diese ebenfalls Anwendung finden sollte. Noch bevor seine Begleiter ihn in seinem Übermut zügeln konnten, nannte er auch schon laut dessen Namen und sprudelte Belastendes hervor: Khalil al-Din, ein zum Islam übergetretener Christ, der vorgebe, sein Geld mit Rubinen aus Málaga und Beja zu verdienen, es in Wahrheit aber aus dunklen Geschäften beziehe, weshalb man ihn einen "Vater der Lügen" nennen dürfe. Wie das Schicksal es fügte, befand sich unter den Umstehenden einer, der sowohl den Geschmähten als auch den Schmähenden kannte. Und da er sich Ersterem zugeneigt fühlte, berichtete er diesem, was er soeben von Qasim ibn Muhsin gehört hatte. Worauf Khalil al-Din umge-

hend sein, Ibn Saids, Haus aufsuchte, ihm wutentbrannt von den beleidigenden Worten seines Sohnes berichtete und ihm mit zornbebender Stimme mit dem Qadi drohte. Und hätte er, Ibn Said, sich nicht bereit gefunden, auf der Stelle eine größere Geldsumme zu zahlen, hätte der Aufgebrachte seine Drohung noch zur selben Stunde wahrgemacht. Erst als die Summe nach zähem Feilschen ausgehandelt und übergeben war, glätteten sich Khalil al-Dins Gesichtszüge ein wenig und er verschwand, wiewohl immer noch jammernd ob seiner beschmutzten Ehre.

Achtundneunzig Dinar und sieben Dirham für die Dummheit, eine mutmaßliche, aber kaum zu beweisende Wahrheit zur falschen Zeit am falschen Ort ausgesprochen zu haben! Ibn Said seufzte. Hinter seinen geschlossenen Lidern stapelten Hände goldene Dinare zu einem Turm übereinander und stürzten ihn anschließend um. Was für ein hässliches Bild das war! Was für eine scheußliche Erinnerung, die ihm auch jetzt noch die Zornesfalten auf die Stirn trieb! Er befahl sich, seine Augen zu öffnen. Obwohl die Zeit seiner Verabredung noch nicht gekommen war, beschloss er zu gehen. Er sprach ein kurzes Gebet, stand auf, ordnete seine Kleider und strebte mit gemessenen Schritten auf eines der Tore zu, durch das er vom Betsaal in den Moscheehof gelangte. Hochstämmige Palmen umstanden die Brunnen mit dem Quellwasser aus der Sierra Morena, an denen die Gläubigen ihre Waschungen vornahmen. Einen flüchtigen Blick auf das Minarett werfend, von dem der Muezzin fünfmal am Tag die Gläubigen zum Gebet rief, hielt er auf das Haupttor der Moschee zu und trat hinaus auf die Straße.

Eine Welt voll vielfältiger Geräusche, Gerüche und Bilder nahm ihn in Empfang. Er verharrte kurz und sog die klare Dezemberluft ein. Mehrere Bettler mit verküppelten Gliedmaßen und schwärenden Wunden näherten sich und streckten ihm wortreich die Hände entgegen. Von der Seite trat ein pausbäckiger Junge auf ihn zu und bot ihm die Dienste seines Meisters an, eines jener Schreiber, die sich zu Füßen der Moschee niedergelassen hatten, um mit makelloser Schrift und in wohlgesetzten Worten zu Papier zu bringen, wofür ihre Auftraggeber sie bezahlten. Ibn Said erteilte dem Jungen eine Abfuhr - ein Kaufherr wie er hatte seine eigenen Schreiber -, verteilte Almosen an die Bettler, wie sein Glaube es von ihm verlangte, und wandte sich zum Gehen. Mit ein paar Schritten reihte er sich in die Menge ein, die an der Moscheemauer entlangflutete und sich in die angrenzenden Gassen ergoss, um von dort wiederum beständig neuen Zufluss zu erhalten. Um ihn herum gab es Menschen jeglicher Herkunft, die meisten von ihnen Nachfahren der alteingesessenen Bevölke-

rung, dazu Araber, Berber und Kabylen, die von Fremden allesamt als Mauren bezeichnet wurden. Es gab hellhäutige Slawen und Männer, deren Haut schwarz wie Pech war. Moslems liefen neben Juden und Christen, Freie und Freigelassene neben Sklaven, dazu konnte man Frauen mit Schleiern sehen ebenso wie solche, die freimütig ihr Gesicht zeigten, weil sie zu einem anderen Gott beteten als zu Allah - alles in allem eine Mischung, die ebenso bunt war wie die Kleider, die die Menschen trugen oder die Auslagen in den Geschäften.

"Kauf Wasser, Herr! Kauf frisches Wasser!" Eine Hand mit einer verbeulten Kupferschale streckte sich Ibn Said entgegen, überragt von einem Gesicht, dessen aufforderndes Lächeln ihm keine Wahl ließ. Ibn Said nahm die Schale, trat zur Seite - wobei er fast einen auf einer Kiste stehenden Rawi umgestoßen hätte - und trank.

Der Geschichtenerzähler schien die Gefahr nicht bemerkt zu haben, sondern redete unbeirrt weiter auf seine Zuhörer ein. "Als die Nacht zu Ende ging und der neue Tag erwachte", hörte Ibn Said ihn sagen, "da kamen sie an einen Fluss, der war so breit, dass sie nicht das andere Ufer erblicken konnten. Nirgends gab es eine Fähre, und erst recht gab es keine Brücke. Darauf begann die Frau des Eseltreibers heftig zu weinen. ‚Wie können wir jetzt noch das Land der süßen Rosinenreiskuchen erreichen, das der Schlangenkönig uns versprochen hat?‘, jammerte sie unter Tränen. Der Eseltreiber gebot ihr zu schweigen. So wie sie den Berg aus Eisen überwunden hätten, sagte er, so würden sie auch den großen Fluss überwinden. Und nachdem er diese Worte gesprochen hatte, schlug er abermals auf seiner Zaubertrommel und rief den dienstbaren Djinn herbei. Kaum hatte der von den Sorgen der beiden erfahren, als er den Fluss in tausend Bäche zerteilte, durch die sie mühelos hindurchwaten konnten. ‚Nun siehst du wohl, du einfältiges Weib, dass wir das Land der süßen Rosinenreiskuchen doch erreichen können‘, schalt sie der Eseltreiber. Und bevor Sonne und Mond sich am Himmel abwechselten, standen die beiden am anderen Ufer."

Ein Lastenträger mit einem Korb voll abgeschlagener Schafsköpfe lobte die Geschichte und forderte den Rawi mit einem ungeduldigen "Und was geschah dann?" zum Weiterreden auf. Neben ihm nickte ein faltiger Alter mit einem maulbeerfarbenen Turban zufrieden mit dem Kopf.

Ibn Said reichte dem Händler die leere Schale, bezahlte das Wasser und wechselte auf die andere Straßenseite. Nahe dem Judenviertel tauchte er in das Labyrinth der Gassen ein.

Metallisches Hämmern drang ihm aus halbdunklen Werkstätten entgegen. In Kupferschüsseln und Tablett aus poliertem Messing spiegelten sich Öllampen, die einen beharrlichen Kampf gegen die Schatten führten. Ibn Said grüßte einen Händler, bei dem er einen Leuchter in Auftrag gegeben hatte, und bog in die Straße der Sattler ein. Als er einen Platz mit einem Brunnen überquerte, kam ihm eine Frau entgegen, eine Berberin mit einem stolzen Gesicht und einem selbstbewussten Blick, der noch dem höchsten Würdenträger im Palast des Kalifen gut angestanden hätte. Silberschmuck floss von ihrem Hals auf die fülligen Brüste, die sie wie Trophäen vor sich hertrug. Ibn Saids Gedanken wanderten zu Aamina, jener Perle, die er kurz vor dem Geburtstag des Propheten in sein Haus geholt hatte und die die oft gehörte Ansicht bestätigte, dass Berberfrauen von all ihren Geschlechtsgenossinnen den höchsten Liebesgenuss versprachen. Plötzlich erinnerte er sich an die Weisheit, wonach Frauen den süß duftenden Kräutern glichen, die ihren Duft rasch verloren, wenn man sie nicht hegte, und er beschloss, Aamina eine Freude zu machen. Er wandte sich nach links und kehrte auf kürzestem Weg zur Hauptstraße zurück. In der Nähe der Geldwechsler entdeckte er die Gesuchten. Beflügelt von der Erwartung, dass seine geplante Ausgabe reiche Früchte tragen werde, ging er auf denjenigen zu, den er für den Anführer hielt und kam ohne Umschweife zur Sache: "Ich brauche eure Dienste."

Der Angesprochene, blind wie die drei neben ihm, drehte sich Ibn Said zu. "Allah segne dich, Herr, dass du uns diese Ehre erweisen willst!", entgegnete er und machte eine Verbeugung. "Du kannst gewiss sein, dass du eine ausgezeichnete Wahl triffst, denn jeder von uns ist ein Meister seines Fachs. Was immer du von uns verlangst, Herr - wir bringen es zu Gehör. Ich selbst spiele den Oud, mal weich und schmelzend, mal mit schwindelerregenden Sprüngen, denen selbst der große Ziriyab seine Anerkennung nicht hätte versagen können. Hasan beherrscht die Nay wie kein zweiter. Mit seinen Tönen bringt er die Seelen der Zuhörer zum Schwingen, und hören Frauen sein Spiel, so macht es sie bereit für die Liebe. Mein guter Freund Ahmad hat den Rebab gestrichen, seit er seine Hände bewegen konnte. Und Harun schlägt die Darbuka wie ein ..." Der Rest seiner Worte ging in einem Trommelwirbel unter, den der Erwähnte als Nachweis seiner Kunstfertigkeit zum Besten gab. Als er geendet hatte, wollte der Anführer seine Rede fortsetzen, doch Ibn Said unterbrach ihn. "Kommt zur Zeit der Dämmerung, wenn die ersten Lichter angezündet werden", sagte er und beschrieb die Lage seines Stadthauses. "Tretet ihr den Beweis an, dass

deine vollmundigen Ankündigungen mehr sind als leichtfertige Prahlereien, so soll es euer Schaden nicht sein."

Der Anführer verbeugte sich ein zweites Mal, und Hasan bedankte sich mit einer Melodie auf der Nay.

Ibn Said wandte sich ab. Nicht nur der Anblick des Himmels und der tausend Dinge des Alltags blieben den Blinden verschlossen, auch Frauen waren unsichtbar für sie. Der Grund, weshalb sie Zutritt zu den Harems hatten.

Als Ibn Said seinen Weg fortsetzte, empfand er auf einmal wieder jene Leichtigkeit, die er im Gegensatz zu früher nur noch selten verspürte, die Aamina jedoch ganz besonders an ihm schätzte. Unbewusst blieb er stehen, und für einen Moment fühlte er sich mit seinen Gedanken wie auf einer Insel. Aber nur wenige Atemzüge später, während er erneut mit der lärmenden Menge dem Herzen der Medina zutrieb, hatten seine Sorgen ihn wieder eingeholt. Nicht mehr lange, und die Zeit seiner Verabredung mit Qasim würde gekommen sein. Mit Qasim, dem Unzuverlässigen, bei dem noch nicht einmal sicher war, ob er überhaupt erscheinen würde. Mit Qasim, der immer wieder Schwierigkeiten machte. Mit Qasim, der es fertigbrachte, sogar Aamina in den Hintergrund zu verbannen, nur um sich selbst um so nachdrücklicher in den Mittelpunkt zu drängen.

"Kauft Gebäck, gute Leute!", vernahm Ibn Said plötzlich aus nächster Nähe die Stimme eines Zuckerbäckers. "Kauft süßes Gebäck! Es verwöhnt eure Gaumen und versüßt euer Leben."

"Es versüßt euer Leben ...", knurrte Ibn Said und warf dem Bäcker einen solch verdrießlichen Blick zu, dass dieser für einen Augenblick das Anpreisen seiner Köstlichkeiten vergaß.

"Vielleicht täte es dir gut, Bruder, ein Stück davon zu essen", mischte sich ein anderer ein.

Ibn Said drehte sich zu dem Sprecher um. Neben ihm, in einem von einem Jungen gezogenen Holzkarren, saß ein Mann - oder richtiger: saß der Rumpf eines Mannes, denn viel mehr als das war er nicht. Wo sich für gewöhnlich die Beine befanden, besaß er zwei dünne Anhängsel aus Fleisch, die Arme waren nicht mehr als zwei handlange Lappen, der Kopf des Mannes thronte schief über einer aufgeblähten Brust. "Vielleicht hat Allah - gelobt sei sein Name! - den Zucker ja gerade deshalb erschaffen, um uns die bitteren Seiten des Lebens ein wenig erträglicher zu machen", fügte er seiner Aufforderung hinzu.

Ibn Said zögerte und zog dann eine Münze hervor. "Vielleicht", murmelte er, mehr zu sich selbst als zu dem anderen. Er drückte dem Zuckerbäcker die Münze in die Hand, nahm zwei Gebäckstücke entgegen und reichte eines davon dem Karrenmann. "Ja, vielleicht verhält es sich tatsächlich so, Bruder", sagte er, und diesmal sprach er seine Worte mit Nachdruck. Und während er sich abwandte und den Weg zum Sklavenmarkt einschlug, biss er herzhaft in das Gebäck.

Als Muhammad sich auf seiner nächtlichen Reise von Mekka nach Jerusalem befand, erschien ihm der Engel Gabriel und bot ihm zwei Trinkgefäße zur Auswahl an. Das eine enthielt Milch, das andere Wein. Der Prophet betrachtete beide und nahm dann die Milch. Worauf der Engel Allah pries, der seinen Gesandten recht geleitet hatte.

Qasim ibn Muhsin hätte sich für den Wein entschieden.

Bleich im Gesicht, mit schmerzendem Kopf und bleiernen Gliedern lehnte er an einem Fenster und starrte auf einen Punkt in der Ferne, der eine Pferdeherde hätte sein können, eine Prozession zum Grab eines heiligen Mannes oder etwas ganz anderes, was Qasim jedoch völlig gleichgültig war. Das Fenster, von zierlichen Säulen aus dem rötlichen Marmor der Sierra de Cabra eingefasst, befand sich im oberen Stockwerk des Landhauses seines Vaters und bot einen einzigartigen Ausblick über den prächtigen Garten hinweg auf die von Adelssitzen und Hofgütern übersäte fruchtbare Ebene zu beiden Seiten des Wad al-Kabir und auf das Häusermeer der Stadt Córdoba. Am Horizont zeichneten sich unter einem wolkenverhangenen Himmel die Berge der Sierra Morena ab.

Ein Rotmilan erregte Qasims Aufmerksamkeit. Der Vogel stieß sich von der Mauer des Anwesens ab und glitt im Suchflug über Felder und Haine. Seine Flügel schlugen einen gleichmäßigen Takt, während er mit scharfen Blicken den Boden beobachtete. Nach einer Weile stieg der Vogel höher. Er legte sich in den Wind, segelte geschickt in der Strömung und ließ sich mit ausgebreiteten Schwingen immer höher tragen, bis er kaum noch erkennbar war.

Eine Hand, weich und warm, legte sich auf Qasims Schulter. "Der fliegt weit besser als Ibn Firnas", sagte eine Stimme. Der Angesprochene nickte, doch die Bewegung rief ihm erneut seinen Zustand in Erinnerung. Am Vortag hatten sie von ihm gesprochen, als sie in Córdoba an seinem Turm vorbeigegangen waren – Abu l'Qasim Abbas ibn Firnas, vor hundert Jahren einer der klügsten Köpfe seiner Zeit, ein

Musiker und Astronom und beinahe der erste Mensch, der sich wie ein Vogel in die Luft erhoben hätte. Lange hatte er alles bedacht und berechnet und sich schließlich ein Paar mächtige Schwingen aus Federn gebaut. Aber als es soweit war und er sich von dem Turm abstieß - zu seinen Füßen eine unübersehbare Menschenmenge -, da war er zwar ein Stück weit geglitten, dann jedoch wie ein Stein in die Tiefe gestürzt. Schwer verletzt auf dem Krankenbett liegend, hatte er später jedem Besucher erklärt, nicht die Flügel trügen die Schuld an seinem Missgeschick, vielmehr habe er die Bedeutung des Vogelschwanzes für das Fliegen nicht ausreichend erkannt.

Die Hand löste sich von Qasims Schulter, kreiste suchend über einer Silber- schale mit kandierten Früchten und kehrte mit einer Aprikose an Qasims Lippen zu- rück. Dieser unterdrückte aufkeimende Übelkeit und antwortete mit einer abwehren- den Geste. Als er sich umdrehte, blickte er in ein rundliches Gesicht, das über einem fast ebenso rundlichen Körper thronte und dessen hervorstechendstes Merkmal ein fransiger Bart war. Den gängigen Vorstellungen zufolge war Yazid al-Malik alles an- dere als ein ansehnlicher Mann. Aber er war reich, hatte als Gewürzlieferant für den Palast des Kalifen ein Vermögen gemacht und bewegte sich in einem Teil der höhe- ren Gesellschaft Córdoba - wenn auch nicht in ihrem feinsten - wie ein Fisch im Wasser.

"Du solltest dir ein stärkendes Mahl zubereiten lassen", sagte Yazid, und seine Stimme klang besorgt. "Der Ritt in die Stadt steht bevor ... die Verabredung mit dei- nem Vater. Und wer weiß, welche Anstrengungen der Tag dir sonst noch so abver- langen wird ..."

Qasims Miene, die sich bei der Erwähnung seines Vaters verfinstert hatte, hellte sich gleich wieder auf. "Deine Fürsorge, lieber Yazid, ist die beste Linderung für mein Leiden."

Er klatschte in die Hände. Eine Tür wurde geöffnet, und ein schwarzer Diener erschien. Qasim erteilte ihm Anweisungen, und der Diener zog sich zurück. "Als könnte er diese verdammten Sklaven nicht allein kaufen!", knurrte er - nicht zum ers- ten Mal an diesem Vormittag, seit er nach dem nächtlichen Gelage mit seinen Freun- den zum Landsitz seines Vaters zurückgekehrt war und von dessen Wunsch erfahren hatte, er möge ihn bei seinem Vorhaben begleiten. Ein Wunsch, der ihm keine Wahl ließ und ihm einmal mehr das Gefühl gab, ein Gefangener des väterlichen Willens zu sein.

Von den mit Kissen bedeckten Sitzpolstern hinter dem niedrigen Zedernholztischchen drang Gelächter herüber. Qasim zog den Seidenvorhang vor das Fenster und ließ sich mit Yazid bei den beiden anderen Männern nieder, die angeregt miteinander sprachen. Mulai ar-Rufasa, der Ältere der beiden, entfernte gerade mit Hilfe eines elfenbeinernen Zahnstochers Feigenkerne aus seinen Zähnen, was ihn indes nicht daran hinderte, seine Rede fortzusetzen. "Ahmad hat mir von einem Geldverleiher berichtet, der seinen Frauen Pillen unter das Essen mischt, um sie für die Liebe geneigter zu machen. Die Pillen bestehen vor allem aus Safran und Stechapfel. Ihre Wirkung soll ganz gewaltig sein. Manchmal kann der Kerl kaum noch seiner Arbeit nachgehen, so sehr schwächt ihn ein Besuch in seinem Harem. Ein anderer bereitet für sich selbst einen Liebestrank, unter anderem mit Eisenfeilspänen, hat mir Ahmad erzählt. Der soll ebenfalls höchst wirksam sein."

Yazid winkte geringschätzig ab. "Spielereien! Kinderkram! Allah, der Allgütige, der uns nicht nur die Werkzeuge der körperlichen Liebe gegeben hat, sondern auch den Verstand, sich ihrer bestmöglich zu bedienen - Er hält ein noch weit besseres Mittel für unseren Genuss bereit: das Pulver der Spanischen Fliege." Er zwinkerte Qasim zu. "Die Spanische Fliege oder gar nichts!"

Muhammad ibn Musa, der vierte im Bunde, hob abwehrend die Hände. "Gewiss, mein Freund, die Fliege vermag geradezu Unvorstellbares zu bewirken. Aber sie ist äußerst gefährlich. Eine Prise zuviel und ..." Er verdrehte die Augen wie ein Sterbender.

Yazid wollte antworten, doch Mulai kam ihm zuvor. Er ließ seinen Zahnstocher fallen und beugte sich vor. "Kennt ihr Djafar Abdal, den Seidenhändler aus der Oststadt? Nein? Eine köstliche Geschichte! Es war im letzten Jahr. An dem Tag, an dem wir wie heute zusammensaßen, um unseren guten Qasim wieder einmal in die Wüste zu verabschieden."

Die Erwähnung der Wüste ließ Qasim gereizt den Mund verziehen. Mulai ging darüber hinweg. "Ursprünglich war Djafar Abdal ein Sklave und gehörte ebenso wie seine Brüder dem Betreiber einer Waffenschmiede in Toledo. Nach dem Tod des Waffenschmieds wurden die Sklaven verkauft, und mein Vater hat Djafar übernommen. Damals hatte mein Vater gerade sein erstes Vermögen gemacht. Er war in das Quecksilbergeschäft eingestiegen und hatte sich an einem Bergwerk in Almaden beteiligt. Da er fortan ein großes Haus führte, benötigte er viele Diener. In dem Jahr, als unser ruhmreicher Kalif Abd ar-Rahman starb - Gott schenke seiner Seele Frieden! -,

hat mein Vater Djafar freigelassen, zusammen mit neun weiteren Sklaven." Mulai ließ die Worte einen Augenblick im Raum hängen. Die Freilassung eines Sklaven galt als ein gottgefälliges Werk. Zehn Sklaven auf einmal freizugeben, war nur wenigen möglich, stellten sie doch einen beträchtlichen Wert dar. "Der Grund für den Großmut meines Vaters ist schnell erklärt: In seiner Grube hatte sich ein Unglück ereignet, kurz darauf war seine Lieblingsfrau, meine Mutter, gestorben. Als dann auch noch einer meiner Brüder schwer erkrankte, entschloss er sich zu einer Wallfahrt nach Mekka, um vor der Kaaba zu beten. Und er ließ die zehn Sklaven frei."

Mulai langte nach einem gläsernen Becher mit dem Saft süßer Orangen, trank daraus und stellte es wieder auf das Tischchen. Für die Dauer eines Atemzuges war das Knistern des Aloeholzes in der Räucherpfanne das einzige Geräusch. "Was weiter geschah, habe ich von einem Verwandten erfahren, der es wiederum von einem Freund weiß, der Djafar gut kannte. Demzufolge verdingte sich der Freigelassene bei einem Seidenhändler. Er war fleißig und schonte sich nicht, so dass er bald ein eigenes Geschäft eröffnen konnte. Es wurde rasch größer, und nachdem er einige Jahre gearbeitet hatte, gehörte er zu den Reichen in seinem Stadtteil. Einst selbst ein Sklave, begann er nun seinerseits Sklaven zu halten. Er verschrieb sich dem Müßiggang und widmete sich den Freuden des Lebens. Seine Mahlzeiten wurden üppiger, er machte den Wein zu seinem ständigen Begleiter und veranstaltete ausschweifende Gelage. Als ihn das nicht mehr zu befriedigen vermochte, richtete er sein Augenmerk auf die Frauen. Da seine einzige Ehefrau ein garstiges Weib war, erwarb er bei dem Sklavenhändler Ali az-Zarqallu drei Schwestern aus der Kabylei, schön wie Rosen in voller Blüte und lüstern wie Häsinnen am Ende des Winters. Wie besessen stürzte er sich in die neuen Wonnen, doch es verging nur eine kurze Zeit, bis er merkte, dass er sich übernommen hatte. Daraufhin suchte er Zuflucht bei den kleinen Helfern der Liebe. Zuerst hat er die Wirkung der weißen Kolanuss erprobt, aber als diese sich als unzureichend erwies, hat er es mit der Spanischen Fliege versucht. Anfänglich gab sie ihm tatsächlich Kraft, aber bald ließ die Wirkung nach, und die drei Schwestern begannen sich zu beschweren. Und was macht dieser zügellose Sohn der Begierde? Er mischt so viel Pulver in seinen Wein, dass es leicht für ein Dutzend völlig erschaffter Männer ausgereicht hätte, und leert den Becher bis auf den Grund. Kurz darauf bricht er tot zusammen. Umgeben von den drei Sklavinnen hat seine Ehefrau ihn gefunden - und der Pfahl seiner Lust stand noch immer so aufrecht wie ein Minarett!"

Der Erzähler grinste, Muhammad und Yazid ebenfalls. Selbst Qasim verzog die Mundwinkel. "Erstaunlich!" sagte er.

Mulai krauste die Stirn. "Was ist erstaunlich?"

"Dass die Dummheit dieses Unseligen selbst noch seine Gier auf den zweiten Platz verwiesen hat", tönte Yazid.

"Dass sein Liebespfahl noch immer gen Himmel ragte", hielt Muhammad dagegen und verdeutlichte das Gesagte mit einer übertriebenen Geste.

Alle lachten.

Qasim schüttelte den Kopf. "Nein, erstaunlich sind die Sklavinnen. Die drei lüsternen Schwestern. Ich frage mich, ob er die drei wirklich bei Ali az-Zarqallu gekauft hat. Der hat für gewöhnlich ganz andere Frauen im Angebot. Keine sinnlichen Schönheiten, sondern farblose und langweilige ..."

"Nein, nein, du irrst dich", unterbrach ihn Yazid. "Du redest von Hasan, seinem Bruder. Bei dem verhält es sich tatsächlich so, wie du es sagst. Bei Ali ist das Angebot besser. Allerdings" - er hob den Zeigefinger - "ist das mit der Schönheit so eine Sache. Dass die Händler dem Aussehen ihrer Sklaven gelegentlich nachhelfen, ist kein Geheimnis, nur scheint Ali es besonders heftig zu treiben. Der würde selbst aus Aas noch marktfähiges Fleisch machen." Er beugte sich vor. "Einer, der Ali gut kennt, hat mir ein paar von dessen Tricks verraten. Findet er einen Lepraflack oder Spuren von Pocken, verdeckt er sie mit Brandzeichen oder Ätzungen. Deuten bleiche Wangen auf eine schwächliche Verfassung, nimmt er eine Paste aus Bohnen, schwarzen Wicken und Was-weiß-ich-noch, und schon hat sich die Verfassung gebessert. Magere Glieder bestreicht er mit verbrannten Elefantenrüsseln, die machen sie kräftiger - zumindest solange, bis der Kunde gekauft hat. Ist eine Sklavin schwanger, schiebt er ihr das Blut einer anderen unter, vorausgesetzt, ihr Bauch spricht noch nicht. Selbst Jungfrauen kosten ihn nur ein Lächeln: Galläpfel, Rindergalle und anderes gut durchgeknetet und rein in die Paradiespforte. Wer weiß, wie vielen Frauen er auf diese Weise schon ihre Unschuld zurückgegeben hat!"

Mulai hob die Brauen. "Keine ungefährliche Sache! Denkt an den Ägypter, den sie im letzten Winter aus dem Fluss gefischt haben: Einen Tag zuvor hatte er einem Wohnungsvermieter eine Hafendirne aus Palermo verkauft - als Jungfrau."

Abermals erfüllte Gelächter den Raum.

"Der Betrug gehört zu den zuverlässigsten Begleitern unseres Lebens", warf Muhammad ein. "Vor einiger Zeit hat ein Freund meines Vaters eine junge Frau für

seinen Harem gekauft. Eine ganz besondere Schönheit, wie er meinte. Aber als er sich an ihren Reizen erfreuen wollte, stellte er fest, dass man ihm einen Jüngling untergeschoben hatte." Er wandte sich an Qasim. "Solltest du also nachher auf dem Sklavenmarkt nach einem Jüngling Ausschau halten, pass auf, dass man dir keine Frau andreht", frotzelte er mit einem Seitenblick auf Yazid.

Der knurrte eine Bemerkung, die niemand verstand.

Qasim erhob sich und ging zu einem von einer Schnitzerei gekrönten Wand-schrank aus Ebenholz. In der Mitte der Schnitzerei befand sich ein Medaillon, auf dem ein goldener Adler eine silberne Gazelle schlug. Als Qasim zu den anderen zurückkehrte, hielt er ein Buch in der Hand. "Ein Ratgeber für den Sklavenkauf. Mein Vater will, dass ich ihn lese."

"Um einen Jüngling von einer Frau zu unterscheiden, brauchst du keinen Ratgeber", winkte Muhammad ab. "Ein Griff an den Ort deines Verlangens, und du weißt, wen du vor dir hast."

Mulai fuhr herum und schob Muhammad die Hand in den Schoß. "Stimmt", bestätigte er grinsend.

"Ich halte solche Ratgeber für nützlich", brummte Yazid.

Qasim schlug die erste Seite auf. "Die Sklaven entsprechen im Hause den Händen, Füßen und anderen Gliedern des Körpers. Wenn sie nicht wären, müsste sich der Körper ständig bewegen und würde ermüden." Er blätterte weiter: "Man hüte sich vor Leuten mit ungleichmäßigen Gesichtern und gestörter Figur, denn das Äußere entspricht dem Charakter ... Man befehle dem Sklaven zu greifen. Schwacher Griff weist auf schwache Nerven und eine mögliche Lähmung hin ... Die Brust soll breit und fleischig sein: eine kleine, schwächige Brust bei vorstehenden Schultern kündigt Schwindsucht an."

Mulai ließ seine Hand von Muhammads Schoß zu dessen Brust wandern. "Du hast keine Schwindsucht", erklärte er, dabei kichernd wie ein Mädchen. Dann langte er plötzlich über das Tischchen, entriss Qasim das Buch und schlug eine beliebige Seite auf. "Hör gut zu, Qasim", tönte er, "damit du nachher nichts falsch machst: 'Die Warze ist ein Fehler, sofern sie den Preis herabsetzt. Ist dies nicht der Fall, so ist sie keiner. Das gleiche gilt vom Muttermal. Weiterhin ist die Schwellung unterhalb des Nabels ein Fehler. Rotblonde und grau durchsetzte Haare sind Fehler. Der Mundgeruch bedeutet bei der Sklavin einen Makel, nicht dagegen beim Sklaven, es sei denn, er rührt von einer Krankheit her. Ferner sind diejenigen mangelhaft, die eine Hoden-

schwellung haben, triefäugig oder nachtblind sind. Der strenge Achselgeruch bedeutet keinen Mangel, außer wenn er derartig ist, dass er bei den Menschen nicht üblich ist, und so widerwärtig, dass er den Preis mindert. Ein schwarzer Zahn bedeutet einen Mangel. Ein ausgefallener Zahn ..."

Ein Klopfen an der Tür ließ Mulai innehalten. Zwei Diener erschienen und brachten eine Platte voll duftender Köstlichkeiten, dazu eine Karaffe mit Wein. Nachdem sie alles auf dem Tischchen abgestellt hatten, entfernten sie sich wieder. Mulai legte das Buch beiseite, und alle vier wandten sich dem Aufgetragenen zu.

Die Zeit des Mittagsgebets verbrachten Qasim und seine Freunde damit, Fleischspieße abzunagen, Fladen in würzige Soßen zu tunken und alles mit dem süßigen Wein eines Gartens herunterzuspülen, der einst Ibn Said gehört hatte, der von diesem jedoch an einen christlichen Grundbesitzer verkauft worden war, nachdem der Kalif seinen - später gescheiterten - Feldzug gegen den Genuss dieses Getränks eingeleitet hatte. Bald schon verbreitete der Wein eine schläfrige Stimmung, die erst durchbrochen wurde, als der Haushofmeister auftauchte und Qasim an das Treffen mit seinem Vater erinnerte. Verärgert über die Störung, beschimpfte Qasim den Haushofmeister als einen Speichellecker seines Herrn und einen übereifrigen Lakaien, besann sich dann aber und drängte zum Aufbruch. Da er die Gesellschaft anderer dem Alleinsein vorzog, bat er seine Freunde, ihn zu begleiten.

Nach anfänglichem Zögern stimmten alle zu. Qasim wies den Stallmeister an, vier Pferde zu satteln, und nachdem jeder noch auf die Schnelle einen Becher Wein heruntergestürzt hatte, ritten die Männer los. Ihr Weg führte leicht abwärts dem Fluss entgegen. Sie kamen an Olivenhainen und Obstgärten vorbei, durchquerten ein Dorf, dessen Bewohner sich rühmten, die süßesten Melonen des ganzen Landes zu ernten, und erreichten kurz darauf die Stadt. Nahe dem Al-Qasr, der mächtigen Stadtburg des Kalifen, übergaben sie die Pferde einem Wächter, um ihr Ziel zu Fuß zu erreichen.

Qasims Stimmung verschlechterte sich mit jedem Schritt. Seine Worte wurden karger, und Schatten legten sich auf sein Gesicht. Einen Händler, der ihm einen Falken andrehen wollte und ihn ausdauernd verfolgte, stieß er mit einem "Verschwinde, du Hurensohn!" gereizt zurück - mit der Folge, dass seine Freunde den Aufdringlichen gewaltsam davon abhalten mussten, mit einem Messer auf Qasim loszugehen. Hinter dem ältesten Badehaus der Stadt wendeten sie sich zum Tor der Emire, und

nachdem sie noch einige weitere Gassen hinter sich gebracht hatten, waren sie wenig später am Ziel.

Vor ihnen lag der Sklavenmarkt der Weststadt. Er wurde von eng aneinandergebauten Häusern begrenzt, die meisten von ihnen zweistöckig, eines so hoch, dass sich von seiner Dachterrasse ein weiter Rundblick über die Stadt und ihre Umgebung bot. Arkaden umschlossen den Platz auf allen vier Seiten. Im Sommer als Schutz vor der sengenden Sonne geschätzt, erinnerten sie jetzt, da der Winter begann, an die Augenhöhlen von Kranken. In den halbdunklen Gewölben hatten sich mehr als zwei Dutzend Händler niedergelassen, unter ihnen solche, die Pantoffeln, Wolle und einfache Gewebe feilboten, einige auch verschiedene Arten von Papier. Am bemerkenswertesten war das Geschäft von Ali, dem Vater des Vollmonds, wie ihn die meisten seiner Glatze wegen nannten - ein schmaler Raum mit tuchverhängten Wänden, in dem es nicht nur Rosenwasser und Granatapfelkerne gab, sondern obendrein den neuesten Klatsch.

Unruhe zu seiner Linken erregte Qasims Aufmerksamkeit. Aus der Straße, die den Sklavenmarkt mit dem größten Krankenhaus der Stadt verband, traten vier baumlange Träger mit einer Sänfte auf den Platz. Angeführt wurden sie von zwei Bewaffneten, die ihrem Herrn laut rufend den Weg bahnten. Neben dem Brunnen hielten die Träger an, und ein Mann mit dem Gebaren eines Hochstehenden, der sich in die Niederungen des gewöhnlichen Volkes begibt, entstieg der Sänfte. Qasim kannte Männer wie diesen - ein Hofbeamter aus der Palaststadt, wegen der Örtlichkeit zweifellos auf der Suche nach Sklaven für den Kalifen. Mit einem unwirschen Gesichtsausdruck, den Kopf selbstbewusst empor gereckt, steuerte der Mann durch die Menge, die widerstrebend eine Gasse freigab. Wie immer an Verkaufstagen herrschte auch diesmal dichtes Gedränge auf dem Markt. Zahllose Menschen schlenderten umher, von denen indes nur die wenigsten als Käufer auftraten. Die meisten kamen als Zuschauer. Die einen, weil sie neugierig auf fremde Gesichter waren, die anderen um des Schauspiels willen, das bei jedem Verkauf stets von neuem aufgeführt wurde.

Mulai stieß Qasim in die Seite. "Sieh, dort drüben steht Hakim al-Mustansir mit seinen Sklaven!" Er deutete auf eine Gruppe, die ein wenig abseits von denen der anderen Händler Aufstellung genommen hatte. Vor ihr stand der Erwähnte wie ein Befehlshaber vor seiner Truppe und hielt Ausschau nach Kunden. "Vor kurzem hat er

noch mit Eseln gehandelt, jetzt handelt er mit Menschen. Vor allem mit bartlosen Jünglingen ..."

Obwohl Qasim die Anspielung nicht entgangen war, rang er sich nur ein dürres "Aha" ab. Seit sie den Markt betreten hatten, hielt er Ausschau nach seinem Vater.

"Folgt mir und lasst uns die Jünglinge ein wenig näher betrachten!", forderte Mulai seine Begleiter auf. Er packte Qasim am Arm und wollte ihn gerade mit sich ziehen, als sich ein dicker Mann mit ungewöhnlich großen Ohren aus der Menge löste und so zielgerichtet auf sie zustürzte, als habe er seit Stunden auf sie gewartet.

"Liebe Freunde!", polterte er und strahlte dabei wie ein frisch geschlagener Dinar in der Sonne. "Meine lieben Freunde! Lobt und preist den Allmächtigen, der in seiner unendlichen Güte eure Schritte zu mir gelenkt hat, denn ihr hättet es nicht besser treffen können, gerade heute, da unser hochverehrter Abu Bakr Muhammad ben Zakariya ar-Rafiq - alle nennen ihn Onkel Abu, deshalb nennt ihn nur ebenso -, da also unser Onkel Abu Frauen für euch bereithält, die so schön sind, wie ihr in eurem ganzen Leben noch keine gesehen habt. Und was meint Ihr, woher sie stammen? Na? Na? Versucht es zu erraten!" Seine Ohren bewegten sich wie Segel im Wind, während sein Blick von einem zum anderen huschte. "Ihr könnt es nicht erraten, ich merke es, aber wie solltet ihr auch! Verzeiht mein Ungeschick, liebe Freunde, dass ich euch ein unlösbares Rätsel aufgab, und lasst mich an eurer Stelle antworten: Aus Medina az-Zahra stammen diese Frauen! Jawohl, ihr habt recht gehört, aus der Palaststadt unseres geliebten Kalifen - Allah gewähre ihm ein langes Leben! Noch vor kurzem gehörten sie dem Befehlshaber der Maultier-Reiterei. Einem hohen Herren, doch nun ist er tot. Und warum? Weil er versucht hat, sich des Nachts in den Harem unseres Kalifen einzuschleichen, dieser mit der Dummheit seiner Maultiere geschlagene Lüstling! Er hatte einen Eunuchen bestochen, aber dann erschien plötzlich der Obereunuch, und noch bevor der Wahnsinnige auch nur darüber nachdenken konnte, was er falsch gemacht hatte, schnitt ihm der Henker auch schon seinen Paradiesschlüssel ab und ließ ihn verbluten. Worauf der Sohn die Frauen seines Vaters erbte. Und weil der sie nicht behalten wollte, hat er sie Onkel Abu verkauft. Nun also sind sie hier, die schönsten aller Frauen, und warten auf einen neuen Besitzer. Folgt mir, liebe Freunde, und seht sie euch an! Onkel Abu steht dort drüben. Ihr werdet gewiss nicht enttäuscht sein ..."

Mulai und Muhammad rollten mit den Augen und entfernten sich, Yazid wandte sich einem Streit zwischen einem Händler und dessen Kunden zu. Qasim fühlte sich

wie ein Vegetarier, dem jemand die Vorzüge der Fleischküche preist, und schickte sich ebenfalls an weiterzugehen. In diesem Moment schob sich ein brauner Burnus zwischen den Dicken mit den großen Ohren und ihn, aus dessen mit Trotteln besetzter Kapuze sich zwei Schafsaugen auf ihn richteten. "Hör nicht auf ihn, Herr! Er will dir Frauen andrehen - in Wirklichkeit sind es abgewrackte Weiber, sage ich dir -, und dabei sieht dieser Vater Ohnehirn nicht, dass du gar nicht auf der Suche nach Frauen bist!" Aus den Falten des Burnus' schoss ein Zeigefinger hervor, während die Kapuze sich dicht vor Qasims Gesicht schob. "Ich weiß, was du suchst, Herr: Eunuchen. Was für ein Glück für dich, dass du gerade zu mir gekommen bist, denn mein Herr hat jede Menge Eunuchen im Angebot. Ob schwarze oder weiße, ob solche, denen nur die Datteln fehlen oder auch die Palme - wie immer es dir gefällt, Herr. Selbst der Kalif - Lob und Preis seien ihm! - hat Eunuchen bei meinem Herrn gekauft, hässliche schwarze für seinen Harem und stattliche weiße für seine Leibwache. Vielleicht suchst du ja einen Wächter für die Gemächer deiner Frauen, Herr? Oder einen Verwalter für deine Güter? Heißt es auch, vierzig Eunuchen hätten nicht genug Verstand, eine Feige zu füllen, so trifft das auf diejenigen meines Herrn nicht zu, denn die ..."

Eine Hand drängte die Kapuze zur Seite, und der Dicke mit den großen Ohren tauchte wieder auf. Qasim schob sich an beiden Schleppern vorbei, gefolgt von Yazid. "Vielleicht wollt ihr ja einen Eunuchen zum Verschenken", schallte es den beiden hinterher.

Ein halbes Dutzend Kriegsgefangene aus den christlichen Königreichen des Nordens, alle in mäßiger Verfassung; eine Reihe Kalabrier, deren Schiff von Piraten aufgebracht worden war und für die niemand Lösegeld gezahlt hatte; mehrere Negerfamilien, deren Stamm einen Kampf gegen einen anderen verloren hatte, und die daraufhin in die Sklaverei verkauft worden waren ... Qasim ließ sich treiben, wandte sich hierhin und dorthin, ohne dabei nach Dienstboten Ausschau zu halten, wie sie sein Vater zu kaufen gedachte. Der Hofbeamte hatte bereits zwei Halbwüchsige von der Weihrauchküste erstanden, einen Nubier ließ er gerade hüpfen und husten. Nicht weit entfernt lag eine junge Frau auf dem Rücken. Ein Kunde stand neben ihr und sah zu, wie der Händler sich anschickte, der Frau die Beine über den Kopf zu drücken. Würde der Versuch misslingen, war davon auszugehen, dass die Liegende ein Leiden in den Eingeweiden hatte, und der Kunde würde sie nicht kaufen. Auch deshalb nicht, weil ihr diese Haltung dann auch beim Beischlaf verwehrt sein würde.

"Salam aleikum, mein Freund."

Qasim hielt inne. Neben ihm stand ein Mann mit Schläfenlocken und einem Vollbart.

"Mein Name ist Ibrahim ben Isaak al-Tartuschi", stellte der Mann sich vor. "Ich bin keiner von den Schreihälsen auf diesem Markt, und ich setze auch nicht krakeelende Schlepper als Helfer ein. Ich bin ein ehrenhafter Händler. Bei mir kannst du sicher sein, dass du gut bedient wirst. Ich habe vor allem Slawen im Angebot, aber auch andere. Sieh sie dir an!" Er wies auf einige Knaben, die sich eng aneinanderdrängten. "Verschnittene aus Verdun, alle gesund. Ich mache dir einen guten Preis. Oder brauchst du kräftige Kerle zum Arbeiten? Auch damit kann ich dir dienen. Und wie steht es mit Frauen? Eine Dienerin vielleicht? Slawinnen sind fleißig und gehorsam, wenn man ihnen gelegentlich zeigt, wer der Herr ist. Oder willst du eine Schöne für deinen Harem? Ich habe mehrere, die dich entzücken werden."

Qasim wehrte ab, aber der Händler dachte nicht daran, so schnell aufzugeben. Er gab einem Wächter einen Wink, und im nächsten Augenblick stand eine junge Frau neben ihm. "Ich habe sie in einer Stadt mit dem Namen Koblenz gekauft, die liegt in den Ländern der Franken. Sieh sie dir an, mein Freund! Betrachte ihr Gesicht, ein anmutigeres wirst du so schnell nicht finden. Sie ist eine Perle." Er gab seiner Stimme einen lüsternen Klang. "Eine undurchbohrte Perle."

Ein Kopfschütteln antwortete ihm. "Ich danke dir für dein Angebot, aber du wirst dir einen anderen Käufer suchen müssen. Ich will sie nicht." Qasim wollte weitergehen, als auf einmal Muhammad vor ihn trat.

"Erinnere dich an die Frau, über die wir gesprochen haben, die in Wirklichkeit ein Jüngling war", sagte er grinsend. "Womöglich ist diese Perle ebenfalls keine Frau, sondern ein Jüngling. Vielleicht solltest du dir die Sache mit dem Kauf noch einmal überlegen."

"Muhammad hat recht", mischte sich Mulai in das Gespräch, der sich ebenfalls wieder eingefunden hatte. "Sieh nur, wie schlank sie ist! Wo sind ihre Brüste? Wollte sie mit Oliven in Wettstreit treten - ich glaube fast, die Oliven würden den Sieg davontragen."

Der Sklavenhändler hatte begriffen. Abermals gab er einem Wächter einen Wink, und ein Mann wurde gebracht.

Mulai schüttelte den Kopf. Er drängte den Hinzugekommenen zur Seite und lenkte die Aufmerksamkeit erneut auf die Frau. "Ich glaube, sie ist ein Jüngling!", tön- te er und blinzelte dabei Muhammad zu.

"Mulai hat recht!", gab dieser zurück, sichtlich angetan von dem Spiel. Yazid hielt sich abseits und blickte mit erkennbarem Missvergnügen auf das Geschehen.

Von der Seite her mischte sich ein billig gekleideter Mann mit einem Spitz- bauch ein. "Was für ein dummes Geschwätz höre ich da! Ein Jüngling ist ein Jüng- ling, und eine Frau ist eine Frau. Beiden hat Allah - gepriesen sei sein Name in Ewig- keit! - etwas mitgegeben, was sie voneinander unterscheidet. Sollte euch etwa der Verstand fehlen, um herauszufinden, was in diesen Kleidern steckt?"

Mulai fasste den Spitzbauch ins Auge. "He, Kerl, du solltest besser dein Maul halten! Sonst sehen wir mal nach, was in deinen Lumpen steckt."

Der Mann trat eingeschüchtert zurück und schwieg. Ein anderer trat an seinen Platz. "Vielleicht scheut sich der junge Herr ja, ein Weib zu berühren", sagte er grin- send. Und leiser, an einen Begleiter gewandt: "Womöglich ist er ja einer von denen, die das Paradies lieber durch die hintere Pforte betreten."

"Aber du hast doch gehört", ließ sich ein weiterer vernehmen, "vielleicht ist sie ja gar kein Weib!"

Qasim fühlte sich unwohl. Angelockt von dem Stimmengewirr, hatten sich etli- che Schaulustige versammelt. Nun warteten sie darauf, wie die Sache sich auflösen würde. Einen Augenblick wollte er einfach weitergehen und die anderen stehen las- sen. Doch dann ging auf einmal ein Wandel in ihm vor und er fühlte sich stark, nicht zuletzt dank des Weins, den er im Landhaus seines Vaters und danach noch aus ei- nem Schlauch während des Ritts in die Stadt getrunken hatte. Wer war sie denn, die ihm hier gegenüberstand! Eine Sklavin, mehr nicht! Und Sklaven waren einfach nur Dinge, die man brauchte, wie Sitzpolster, Zahnstocher oder Zaumzeug für Pferde. Nichts, wovor ein Qasim ibn Muhsin sich fürchten musste. Seine Augen verengten sich zu Schlitzern. Vor ihm stand die Frau und zitterte.

"Nun mach schon!", trieb Mulai seinen Freund an. "Wir wollen endlich Gewiss- heit."

"Jawohl, zeig uns, ob sie ein Weib oder ein Kerl ist!", schlug ein anderer in dieselbe Kerbe.

Um sie herum blieben weitere Neugierige stehen.

Entschlossen trat Qasim einen Schritt vor, den die Frau mit einer Bewegung nach hinten beantwortete. Doch sogleich stieß ein Wächter sie wieder zurück. "Schau an, das Vögelchen hat einen eigenen Willen", höhnte Qasim so laut, dass alle es hören konnten. Er streckte die Hand aus und berührte das Haar der Sklavin. Die versuchte, sich seinem Griff zu entziehen, aber er packte sie am Kinn und zwang sie, ihn anzusehen. Feuchter Glanz schimmerte in ihren Augen. Qasim ließ die Hand tiefer wandern, über den Hals, die Schultern "Weiter!", hörte er Mulai rufen, während er noch dichter an die Frau heranrückte. Als sich seine Finger ihren Brüsten näherten, liefen Tränen über ihr Gesicht. Qasim bemerkte sie nicht, sie wären ihm auch gleichgültig gewesen. Stattdessen hob er auch noch die andere Hand, und im nächsten Moment berührte er ihre Brüste, erst zögernd, dann fester, so dass sie aufstöhnte.

"Und nun geh tiefer!", spornete Muhammad ihn an. "Du musst vollkommen sicher sein, wen du vor dir hast."

"Das werde ich", knurrte Qasim, den Blick weiter auf sein Opfer gerichtet. Seine Mundwinkel waren auf hässliche Art nach unten gezogen, sein Atem hatte sich beschleunigt. Auch wenn er sonst niemals Frauen berührte, so hatte das Geschehen ihn dennoch erregt, vermittelte es ihm doch ein Gefühl von Macht. Ohne die Versammelten noch wahrzunehmen, bewegte er seine Hände weiter nach unten. Er fuhr durch die Falten der Kleidung und bohrte der Sklavin einen Finger in den Nabel. Als er über die Wölbung ihres Bauches strich, begann sie zu wimmern. Qasim genoss es. Aus seinem Mund tropfte Speichel und bildete einen Fleck auf seinem Kaftan. Dann schob er ihr mit einem raschen Griff die Hand zwischen die Beine. Die Frau warf ihren Kopf ins Genick und schluchzte. Die Umstehenden johlten.

In diesem Augenblick zwängte sich ein Mann durch die Menge und drängte sich zwischen Qasim und die junge Frau. "Schluss mit diesem schändlichen Tun!", zischte Ibn Said seinen Sohn an. "Ein Spiel mit einer Wehrlosen zu treiben verrät keine Größe!"

Die Zuschauer starrten den Hinzugekommenen an, gleichermaßen überrascht wie angetan von der Unterbrechung, ließ sie doch auf Weiterungen hoffen.

Qasim war bleich geworden. Er hatte die Augen auf seinen Vater gerichtet, aber sie blickten durch ihn hindurch. Nahmen nur noch die Peinlichkeit wahr, die tiefe Demütigung, die ihm durch dessen Worte zuteil geworden war. Wie betäubt raffte er sein Gewand und verschwand.

Ibn Said verfolgte nur mühsam beherrscht den Abgang seines Sohns. Die Vorahnung hatte ihn nicht getrogen, wieder hatte es Ärger mit Qasim gegeben. Ein weiterer Stein in der Mauer, die zwischen ihnen beiden emporwuchs. Wenn kein Wunder geschah, würde diese Mauer eines Tages unüberwindlich sein. Und wie konnte er Qasim dann noch zu seinem Nachfolger machen?

Die Menge der Gaffer begann sich zu zerstreuen. Yazid war Qasim hinterhergeeilt, Mulai und Muhammad schlenderten entschlossen über den Markt. Ibn Said zwang sich, an den Grund seines Kommens zu denken. Er drehte sich zu der Sklavin um, die ihn ebenso erleichtert wie dankbar ansah. Einen Moment spielte er mit dem Gedanken, sie zu kaufen, entschied sich jedoch anders. War ihr Gesicht auch nicht ohne Reiz, so wirkte ihr Körper eher schwächlich, und wenn er Diener brauchte, dann solche, die zupacken konnten. Er schenkte ihr ein flüchtiges Lächeln - fast wirkte es wie eine Entschuldigung - und wandte sich den neben ihr stehenden Sklaven zu.

Heinrich war einer von ihnen. Am Vorabend hatten die Händler diejenigen unter den Sklaven ausgewählt, die sich seit der Ankunft in Córdoba am besten von den Anstrengungen des monatelangen Marsches erholt hatten. Er selbst war einer der ersten gewesen, wenig später war die Wahl auf Myslaw und kurz danach auch auf Malina gefallen. Man hatte sie alle gebadet und die Männer rasiert, hatte ihre Haut mit duftenden Essenzen eingerieben, und am Morgen hatte der Händler sich mit ihnen auf den Weg zum Markt gemacht.

Myslaw war als Erster verkauft worden. Ein Einbeiniger hatte ihn erworben, ein Mann, ganz in Grün gekleidet und begleitet von sechs Dienern ebenfalls in Grün, die unablässig um ihren Herrn herumgesprungen waren und sich nach Kräften bemüht hatten, ihm auch noch die kleinste Unzuträglichkeit aus dem Weg zu räumen. Offenbar war der Mann stadtbekannt, denn viele entboten ihm ihren Gruß, und auch der Sklavenhändler setzte alles daran, ihm gefällig zu sein. Nur kurz ließ der Mann seine Augen über die Gefangenen schweifen. Dann hielt er so zielgerichtet auf Myslaw zu, als habe er dessen Ankunft bereits ungeduldig erwartet.

Malina antwortete mit einem Aufschrei. Wie bei Jablo! Alles war wie damals bei Jablo! Die kalt abschätzenden Blicke, die gewalttätigen Hände, die finstere Entschlossenheit, den Ausgewählten mitzunehmen als sei er ein Wesen aus Holz - ohne Seele und Gefühle und alles, was den Menschen sonst noch zum Menschen macht. Verzweiflung schoss in ihr hoch. War schon der Verlust des einen Bruders für sie

kaum erträglich gewesen, so wollte man ihr nun auch noch den anderen nehmen. Sie drängte nach vorn und fing an zu kreischen, bis ein Wächter sie packte und ihr mit der Hand grob den Mund verschloss. Myslaw in seinem Elend bemerkte es nicht. Er schlotterte, als die Finger des Einbeinigen seinen Körper erkundeten, und als dieser einen Geldbeutel hervorzog und dem Händler eine Anzahl Münzen reichte, da schlotterte er noch mehr. Ohne nachzuzählen, nahm der Händler das Geld entgegen, während der andere sich bereits von ihm abwandte. Gleich darauf wurde Myslaw von zwei Dienern seines neuen Herrn weggeführt.

Malina wollte ihm nacheilen, aber die Arme des Wächters hielten sie fest. Ohnmächtig musste sie zusehen, wie ihr Bruder in einer Gasse verschwand. Aber noch war ihr Leiden nicht zu Ende. Eine letzte Trennung stand ihr noch bevor. Inbrünstiger als jemals in den vergangenen Monaten richtete sie ihre Augen auf Heinrich, als hoffe sie, ihn durch eine magische Kraft ihres Blickes festhalten zu können. Heinrich verstand diesen Blick, und er teilte ihre Gefühle, doch es gab nichts, womit er das Absehbare hätte aufhalten können. Jeder Vorbeikommende bedeutete den drohenden Abschied für sie, jeder Kaufwillige die sich abzeichnende Trennung. Eine Trennung, die endgültig sein würde.

Als Ibn Said auf Malina zuhielt, begann sie zu schwanken wie eine Palme im Wind. Ihr Atem ging keuchend, während Ibn Said sie einer Prüfung unterzog. Aufmerksam ließ er seine Augen über ihren Körper wandern, er forderte sie auf, zu laufen und zu sprechen, aber wie es aussah, konnte er nichts Nachteiliges an ihr entdecken. Schließlich nickte er. Malina wurde aschfahl im Gesicht.

Ibn Said wechselte ein paar Worte mit dem Sklavenhändler und widmete sich gleich darauf einer anderen Gefangenen. Da er zunehmend ungeduldig wurde, fiel seine Musterung diesmal knapper aus. Dann stand er auf einmal vor Heinrich. Auch ihn nahm er in Augenschein, und nachdem die Prüfung beendet war, wandte er sich abermals an den Händler. Es dauerte eine Weile, bis sie einen Preis ausgemacht hatten und ein Handschlag das Geschäft besiegelte. Während Münzen den Besitzer wechselten, führten Wächter die drei Gekauften beiseite. Ungläubig, ob diese Entwicklung der Dinge nicht nur ein Traum war, standen Heinrich und Malina nebeneinander. Doch niemand kam, um das Geschehene rückgängig zu machen. Stattdessen nahmen zwei Wächter sie und die andere Sklavin in ihre Mitte, und angeführt von Ibn Said liefen sie los.

Als sie den Markt längst hinter sich gelassen hatten und sich durch das Gewühl der Stadt drängten, rissen die Wolken auf, und für kurze Zeit war die Sonne zu sehen. Warm schien sie herab und goss goldenes Licht über ihre Gesichter. Und auf einmal verspürten sie allen Widrigkeiten zum Trotz ein Glücksgefühl, von dem sie beide geglaubt hatten, dass es ihnen für immer versagt bleiben würde.

Zwei Stoßzähne eines Elefanten, ein Leopardenfell, die Haut einer großen Antilope und mehrere Bücherschränke zierten den Raum, in dem Ibn Said mit sorgen-
umwölckter Stirn die Nachricht verkündete, von der niemand völlig überrascht sein konnte, die aber nun, da sie ausgesprochen wurde, das Gewicht eines ganzen Berges hatte. "Im Namen Allahs, des Erbarmers, des Barmherzigen. Es geschieht nichts, was Er nicht bestimmt hat. Sein Wille war es, unseren weisen und gerechten Kalifen Al-Hakam aus dem ruhmreichen Geschlecht der Umayyaden abzubrufen, den Beherrscher der Gläubigen, den Nachfolger des Propheten. Möge der Allgütige ihm die Tore des Paradieses öffnen!"

Der Haushofmeister, sichtlich bewegt von der Nachricht, murmelte ein heiseres "Der Segen Gottes werde ihm zuteil!". Heinrich, der neben ihm stand, schwieg, senkte jedoch den Blick zu Boden. Nicht aus Trauer - warum hätte er trauern sollen? -, vielmehr aus Achtung vor seinem Herrn Ibn Said, den er in dem knappen Jahr, das er ihm bereits diente, als einen guten Menschen schätzen gelernt hatte.

Leicht fröstelnd, verschränkte Ibn Said die Arme vor der Brust und schob die Hände in die Ärmel seines Kaftans. Obwohl der Sommer noch nicht lange vorbei war, wehte ein frischer Wind von den Bergen herüber und ließ die Vorhänge in der kleinen Bibliothek flattern, in die er die beiden Männer bestellt hatte. Aber vielleicht war es ja nicht der Wind allein, der ihm ein Gefühl von Kälte gab, dachte er. Vielleicht waren es auch die Erinnerungen an die blutigen Ereignisse, die sich gerade erst zugetragen hatten. Die Intrige, die von einigen Machtbesessenen gesponnen worden war; die Kaltschnäuzigkeit, mit der sie versucht hatten, sich über den Wunsch des verstorbenen Kalifen hinwegzusetzen, seinen Sohn Hisham zu seinem Nachfolger zu machen. Inzwischen war die Intrige gescheitert, und die Verschwörer hatte man zur Rechenschaft gezogen, doch Grund zur Sorge bestand noch immer. War der Kalif zu Grabe getragen, würden die Feierlichkeiten für seinen Sohn beginnen, den neuen Kalifen. Im Rahmen einer prunkvollen Parade würde man ihn durch die Straßen der Hauptstadt geleiten, auf einem prächtigen Schimmel sitzend, gekleidet in das Weiß der

Umairaden und mit der Hohen Mütze auf dem Kopf, dem Zeichen seiner neuen Würde. Wie seine Vorfahren würde er die Huldigungen seiner Untertanen entgegennehmen, und von diesem Tag an würden ihre Hoffnungen auf seinen Schultern ruhen – auf den viel zu schmalen Schultern eines Knaben im Alter von gerade mal elf Jahren.

Ibn Said seufzte. Sein Blick suchte den Koran, der aufgeschlagen auf einem Tisch lag, und er zitierte die heiligen Worte: "Du siehst die Berge und meinst, sie stünden fest, und doch ziehen sie vorbei wie die Wolken." Dann wandte er sich an den Haushofmeister. "Als unser großer Kalif Abd ar-Rahman von uns ging – Gott gewähre seiner Seele ewigen Frieden! – und unsere Augen sich mit Tränen füllten, haben wir unser Haus in ein Haus der Trauer verwandelt. Nun, da sein Sohn uns verlassen hat, wollen wir es ebenso halten. Veranlasse alles Notwendige, guter Ismail Sayid, auf dass wir ehren, wer über alle Maßen geehrt zu werden verdient. Das für die nächsten Tage geplante Fest mag später stattfinden. Gib allen Gästen Bescheid. Ich bin gewiss, dass ihre eigene Betrübniß meine Entscheidung gutheißen wird. Und bereite unsere Teilnahme an der Grablegung vor. Ich beabsichtige, in Begleitung einiger Männer meines Hauses dem Verstorbenen das letzte Geleit zu geben. Und mach all denen Mitteilung von dem traurigen Geschehen, die noch unwissend sind."

Der Haushofmeister antwortete mit einem stummen Nicken und entschwand durch eine Tür, die in den Innenhof führte. Ibn Said ließ sich vor dem Pult auf dem flachen Podest nieder, das er hatte anfertigen lassen, um sich der Lektüre seiner Bücher zu widmen, wann immer ihm die Zeit dafür blieb. Eine Leidenschaft, die er mit manchen seiner Bekannten teilte und die zugleich eine der Grundlagen jener Freundschaft war, die ihn mit Abu Imran verband, dem Qatib aus dem Kalifenpalast. Er beugte sich über das Pult und strich mit der Hand über ein in feines Leder gebundenes und mit einer Goldprägung versehenes Buch. Für einen Moment schien er alles um sich herum zu vergessen, auch Heinrich, der noch immer da stand und auf Anordnungen wartete.

"Das Buch der Handelsstraßen und Königreiche." Ibn Said las den Titel auf eine Weise, wie nur Liebhaber des geschriebenen Wortes es vermochten. "Dieses Buch war unserem Kalifen Al-Hakam zugedacht – Allah erfreue ihn mit den Wonnen des Paradieses! Es sollte mein Geschenk sein für den Tag, an dem ich das Leben eines Kaufmannes hinter mir lassen wollte, um als ein Diener meines Herrn in den Palast überzuwechseln. Er wäre entzückt gewesen von diesem Geschenk. Erst in

seiner Hand hätte das Buch seinen Glanz vollständig entfaltet, gerade so wie ein Edelstein seine wahre Schönheit erst im Licht der Sonne offenbart. Al-Hakam hätte es gelesen wie unzählige Bücher zuvor, und danach hätte er es eingereiht in seine Bibliothek von unvorstellbaren Ausmaßen, die geschaffen zu haben eines seiner größten Verdienste ist. Nun wird ihm dieser Genuss nicht mehr vergönnt sein. Allah, der Todbringende, hat es so gewollt."

Ibn Said löste die Augen von dem Buch und richtete sie auf Heinrich - nicht auf den Sklaven Heinrich, den er gerufen hatte, eher auf einen zufälligen Besucher, der ihm in diesem Moment selbstvergessener Nachdenklichkeit gegenüberstand. "Harun ibn Muhammad ... Das Haus seines Vaters stand in Aleppo. Am Anfang hat er mit Weihrauch aus dem Hadramaut gehandelt, später mit Gewürzen und Gold. Die Reiche vieler Herren hat er bereist. Er war auf den Meeren zwischen Djidda und Ceylon unterwegs und im Goldland Sofala, er hat seine Geschäfte auf der Seidenstraße in Bukhara und Samarkand gemacht, man kannte ihn in den Suqs von Damaskus ebenso wie in Bagdad und vielen anderen Städten, deren Namen alle aufzuzählen einem Unwissenden wie mir nicht einmal annähernd möglich wäre. Als er sich in Kairo zur Ruhe setzte, um die Erinnerungen seines Lebens niederzuschreiben, hörte ich das erste Mal von ihm. Damals hatte er die Absicht, sein Werk dem Kalifen von Kairo zum Geschenk zu machen ..." Über Ibn Suids Gesicht huschte ein verschmitztes Lächeln. "Allah jedoch - gepriesen sei er immerdar! - hatte andere Pläne mit diesem Buch. Er ließ Ibn Muhammad erkennen, dass es besser wäre, seine Erinnerungen nicht dem Kalifen von Kairo zu überlassen, sondern mir."

Das Scheppern eines metallenen Gegenstandes im Wirtschaftsteil des Hauses rief Ibn Said aus seinen Gedanken zurück. Vor ihm stand wieder der Sklave, der auf Anordnungen wartete. "Warum erzähle ich dir das alles? ... Nein, eigentlich habe ich es gar nicht dir erzählt, sondern mir selbst. Was sollten dir auch diese Namen sagen - Djidda, Damaskus und all die anderen? Obwohl ... ja, obwohl Allah, dessen Wege uns oft unverständlich sind, dich mit einer Geisteskraft ausgestattet hat, die bei einem Mann deiner Herkunft selten ist. Du bist noch nicht lange in meinem Haus, aber schon vermagst du dich unserer Sprache zu bedienen - wenn auch noch unvollkommen - und hast dich mit den Grundzügen unseres Lebens vertraut gemacht. Und das, obgleich du ein Ungläubiger bist. Einer aus den Ländern des Nordens, deren Bewohner Allah mit Unwissenheit gestraft hat, und in denen rohe Sitten und die Verblendung des Geistes eine abstoßende Verbindung eingegangen sind." Oft Ge-

hörtes kam ihm in den Sinn: Barbarische, gottlose Länder, wimmelnd von Schweinen und Kreuzen, voller Schmutz und Kot. Mit Frauen, die sich schamlos in der Gesellschaft der Männer bewegen.

Heinrich wollte etwas erwidern, doch Ibn Said kam ihm zuvor. Mit der Selbstsicherheit eines Mannes, der die Antworten kennt, deutete er auf die Bücher ringsum. "Gibt es solch großartige Schriften auch in deiner Heimat? Lesen die Menschen? Sammeln sie Bücher, wie unser kluger und weiser Kalif al-Hakam es tat - Gott segne ihn! - oder wie ich selbst es tue, wenngleich ein Nichts gegenüber diesem Fürsten des Geistes?"

"Ja, Herr, auch in meinem Land gibt es Bücher", entgegnete Heinrich und zählte alles auf, was ihm dazu einfiel. Viel war es nicht. Er selbst könne weder lesen noch schreiben, erklärte er, ebenso wie die meisten Menschen, die er kennengelernt habe. Aber der Bischof und die Priester auf der Brandenburg, von der er herstamme, die könnten es, die besäßen auch Bücher, von denen habe er einige gesehen, wenn auch nur aus der Entfernung. Auch in Klöstern gebe es welche, ein Mönch habe ihm davon erzählt, meist allerdings nur wenige, dafür seien diese sehr bedeutend. Dass es jedoch Kaufleute in seiner Heimat gebe, die wie Ibn Said Bücher sammelten und diese sogar zu lesen verstünden, davon habe er noch nie gehört. Was den Adel in seinem Land anbelange, so könnten die hohen Herren meist weder lesen noch schreiben. Zwar besäßen sie gelegentlich Bücher, die Heilige Schrift vor allem oder den Psalter, vielleicht auch Geschichten von den Abenteuern kühner Recken. Aber wollten sie deren Inhalt erfahren, so müssten sie sich daraus vorlesen lassen, oftmals von einem Priester. Und wollten diese Herren eine Urkunde bestätigen, die ein Schreibkundiger für sie aufgesetzt hatte, so benutzten sie Siegel, weil sie ihren Namen ja nicht schreiben könnten. So verfähre man zum Beispiel bei Verträgen, wenn etwa der eine dem anderen ein Stück Land ...

Ibn Said saß mit herabgezogenen Mundwinkeln auf seinem Podest und schwankte zwischen Abscheu und Mitleid. Jedes Wort seines Sklaven beschrieb die Länder des Nordens genau so, wie er sie sich vorgestellt hatte - als Länder, denen Allah nicht nur die Sonne und deren belebende Wärme vorenthalten hatte, sondern ebenso die Segnungen einer entfalteten Kultur. Länder, aus denen man Sklaven, Wolle und Felle und noch ein paar andere Dinge beziehen konnte, mit denen man aber ansonsten nichts zu schaffen haben wollte. Er hob jäh die Hand und unterbrach Heinrichs Redefluss. "Ich habe einen Auftrag für dich."

Zurück in der Welt des verstorbenen Kalifen und seiner Verpflichtungen, erhob Ibn Said sich und ging zu einer Truhe aus dunklem Holz. Zwei mächtige Schlösser deuteten darauf hin, dass der Inhalt für ihn von besonderer Wichtigkeit war. Er zog zwei Schlüssel unter seinem Kaftan hervor, sperrte die Schlösser auf, öffnete die Truhe und hielt gleich darauf ein Schriftstück in der Hand. Erneut stand Besorgnis in seinem Gesicht, als er es Heinrich reichte. "Eine Nachricht für meinen guten Freund Abu Imran in der Palaststadt Medina az-Zahra. Du kennst ihn vom Sehen, er weilt des Öfteren als Gast in meinem Haus. Diese Nachricht wirst du ihm bringen. Du wirst sie ihm persönlich aushändigen, niemandem sonst. Im Palast gibt es zurzeit eine gewisse Unruhe, und ich will sicher sein, dass er die Nachricht tatsächlich bekommt. Sag den Wachen am Tor, sie sollen dich zu ihm führen. Sollten sie Schwierigkeiten machen, drohe ihnen mit ihrem Hauptmann. Er ist mir verpflichtet."

Kurz darauf saß Heinrich auf einem frisch gestriegelten Maultier mit geflochtener Mähne, das Schriftstück in der Satteltasche, und ritt seinem Ziel entgegen. Der Weg zur Palaststadt war nicht länger als zwei Farsakh. Er führte über die Römerbrücke auf die andere Seite des Wad al-Kabir, durch die Stadt hindurch und anschließend in Sichtweite des Flusses entlang gen Westen. Gelegentlich säumten mit Kletterrosen und Waldreben bewachsene Mauern die Landstraße, hinter denen sich die Anwesen der Wohlhabenden versteckten.

Immer wieder begegnete Heinrich Menschen. Zwei Kindern, die eine Ziegenherde vor sich hertrieben, schenkte er im Vorbeireiten ein Lächeln, einem Bauern auf einem Esel entbot er einen leutseligen Gruß. Die Freundlichkeit fiel ihm leicht, denn mehr, als er seit seiner Gefangennahme zu hoffen gewagt hatte, war er zufrieden. Nicht gänzlich natürlich - wie sollte ein Sklave auch gänzlich zufrieden sein. Aber verglichen mit dem, was ihn in dem fremden Land hätte erwarten können, hatte er es ausgezeichnet getroffen. Ibn Said war ein Herr, mit dem ein Sklave gut auskommen konnte: fordernd, gelegentlich streng, aber immer gerecht und überdies von einer Warmherzigkeit auch denen gegenüber, die ihm als sein Eigentum auf Gedeih und Verderb ausgeliefert waren. Zudem scheute er sich nicht, seinen Sklaven auch wichtige Aufgaben zuzuweisen, soweit sich diese als anständig erwiesen. Er selbst, Heinrich, war in den Genuss dieser Haltung gekommen, indem Ibn Said ihn nicht nur als Diener eingesetzt hatte, sondern ebenso als Gehilfen für seine kaufmännischen Geschäfte. Ibn Said hatte ihn schätzen gelernt, und er selbst schätzte ihn - ein Verhält-

nis, mit dem es sich leben ließ. Auch wenn er sich nach der Zeit zurücksehnte, als er ein freier Mann gewesen war.

An einer Weggabelung bog Heinrich ab und wandte sich dem Hügel zu, auf dem in halber Höhe die Palaststadt wie ein Juwel in der Sonne glänzte.

Auch Malina hatte es nicht schlecht getroffen. Eingereiht in das Gesinde des Hauses, hatte sie Arbeiten in der Küche zu verrichten, bisweilen auch im Harem bei den Frauen des Hausherrn. Gesehen hatten sie sich mehrmals, seit sie in das Haus von Ibn Said gekommen waren, meist nur von weitem, wie es den Traditionen dieses Landes entsprach. Einige Male hatten sie ein paar Worte miteinander wechseln können, zu einer längeren Begegnung war es dagegen nie gekommen. Ein Umstand, unter dem sie beide litten.

Unbewusst seufzte Heinrich. Wenig später seufzte er noch einmal, als ihm zwei Bauernburschen mit ihren Frauen begegneten, und einmal mehr dachte er an eine gemeinsame Zukunft mit Malina. Ein Traum nur. Aber was war das Leben eines Sklaven ohne einen Traum?

Zehn Wochen verrannen. Der Kalif war längst zu Grabe getragen, im Palast saß sein Sohn Hisham auf dem Thron, als Heinrich abermals in die Bibliothek seines Herrn gerufen wurde. Ohne Umschweife kam Ibn Said zur Sache. "Allah, der uns die Freude und auch das Leid schickt, hat es so gefügt, dass ein Diener meines Stadthauses das Opfer eines Unfalls wurde - Yusuf, der Sohn des Abu Hasan, du bist ihm gewiss schon begegnet. Er wollte Fässer von einem Karren abladen, dabei sind die Fässer ins Rutschen gekommen und haben ihn unter sich begraben. Es steht schlecht um ihn. Yusuf war einer meiner treuesten Diener. Ich habe veranlasst, dass ein Arzt sich seiner annimmt." Ibn Said versank kurz in Nachdenklichkeit, und fuhr dann fort: "Aber es ist nicht allein die Sorge um einen guten Menschen, die mich umtreibt. Yusuf hat mich zweimal nach Afrika begleitet, und stets hat er seine Aufgaben zu meiner vollen Zufriedenheit erfüllt. Jetzt fällt er aus. Und das zu einem Zeitpunkt, da ich seiner dringend bedürfte, steht die neue Reise doch unmittelbar bevor. Der Großteil der Waren liegt bereit, die Tiere sind gut im Futter, die Absprache mit dem Kapitän, der uns über die Meerenge setzen wird, ist getroffen – und nun das! Dabei brauche ich auf dieser Reise jede Hand."

Der Ausdruck in Heinrichs Gesicht verriet Ibn Said, dass dieser begriffen hatte. "Jawohl, du vermutest richtig: Meine Wahl ist auf dich gefallen. Du wirst mich an

Yusufs Stelle nach Afrika begleiten. Ich halte dich für einen Mann, der außergewöhnlichen Belastungen gewachsen ist, und davon wird es mehr als genug für uns geben. Die Durchquerung der Großen Wüste ist ein gefährliches Unterfangen, und nur selten kehren alle zurück, die sich auf den Weg gemacht haben. Gleichwohl sollten wir uns von der Angst nicht den Mut nehmen lassen. Unser Leben ist in Gottes Hand. Will Er unseren Tod, so wird dieser uns überall ereilen. Will Er ihn nicht, so werden wir am Leben bleiben und binnen Jahresfrist zurückkehren, womöglich mit reicher Ernte. In zwei Wochen wird die Reise beginnen. Ich erspare es mir, dir die Einzelheiten ihres Ablaufs mitzuteilen. Du wirst alles bald selbst erleben, außerdem kannst du bei Mitreisenden Erkundigungen einziehen. Zunächst aber melde dich beim Haushofmeister. Er wird dir deine Aufgaben zuteilen."

Als Heinrich die Tür hinter sich zugezogen hatte, fühlte er sich so schlecht wie schon lange nicht mehr. Bereits seit Wochen war die bevorstehende Reise Gegenstand zahlloser Gespräche gewesen, und jeder hatte dazu etwas beizutragen gehabt, teils aus eigenem Erleben, teils aus den Schilderungen anderer. Wobei es einen merkwürdigen Wettstreit zwischen den Rednern gegeben hatte, sich in der Düsternis der Berichte gegenseitig zu übertreffen. Doch selbst wenn er Übertreibungen in Rechnung stellte, war noch immer genug übrig geblieben um zu hoffen, dieser Kelch möge an ihm vorübergehen. Und nun stand er hier, wusste, dass alles ganz anders gekommen war, und dachte sehnsüchtig an die Zeit zurück, als seine neue Welt noch in Ordnung gewesen war.

Und er dachte an Malina.

War es im ersten Augenblick das Erschrecken über die Reise gewesen, das ihn beherrscht hatte, so drängte sich rasch der Gedanke an einen Abschied von ihr in den Vordergrund. An einen endgültigen möglicherweise, wenn er sich das Gehörte in Erinnerung rief. Zumindest aber einen Abschied auf lange Zeit. Und deshalb musste er sie sehen. Musste mit ihr reden, nicht zuletzt um Worte des Trostes für sie zu finden, würde sie unter der bevorstehenden Trennung doch ebenso leiden wie er selbst.

Drei Tage verstrichen, in denen Malina unsichtbar für ihn blieb, obwohl er ständig nach ihr Ausschau hielt. Währenddessen nahmen die Vorbereitungen für die Reise ihren Fortgang. Die letzten Waren trafen ein, Boten brachten Nachrichten von Kaufleuten, die Ibn Said begleiten wollten, Besucher kamen und gingen, und immer kürzer wurde die Frist, die Heinrich für sein Vorhaben blieb. Schon stand das große

Abschiedsfest bevor, mit dem Ibn Said Freunden und Bekannten Lebewohl sagen wollte, als Heinrich sich zum Handeln entschloss. Gab es keine zufällige Begegnung mit Malina, so musste er eine herbeiführen. Auch wenn das in diesem Land, das die Frauen weitgehend versteckte, kein einfaches Unterfangen war.

In der Nacht auf seinem Lager wälzte Heinrich Gedanken, und als der Morgen graute, wusste er, was er zu tun hatte. Bald nach Tagesanbruch stand er einem Diener in einer Nische bei den Nebengebäuden gegenüber, wo niemand sie beobachtete. "Ich muss Malina treffen!", beschwor Heinrich ihn. "Es ist sehr wichtig. Das Treffen soll in einer der nächsten Nächte in dem Pavillon im Garten stattfinden, heimlich, so dass niemand etwas bemerkt. Leider verschließt der Haushofmeister jeden Abend die Pforte zum Garten. Allerdings gibt es einen zweiten Schlüssel, und ich weiß, dass du Zugang zu ihm hast. Deshalb bitte ich dich, die Pforte für uns aufzuschließen, so dass wir uns dort begegnen können. Ich weiß, dass dies ein Verstoß gegen die Sitten des Landes ist. Aber glaube mir: Niemand bemüht sich mehr als ich, sie zu achten. Nur handelt es sich hier um einen ganz besonderen Fall. Um eine Ausnahme."

Der Diener zeigte sich entsetzt über das Ansinnen. "Du verlangst von mir, dass ich gegen die Sitten verstoße und gegen die Ordnung des Hauses? Unser Herr vertraut mir, und noch nie habe ich sein Vertrauen enttäuscht. Was wäre, wenn man euch erwischen würde? Nein, mit mir ist so etwas nicht zu machen."

"Niemand wird uns erwischen", wehrte Heinrich ab. "Wir werden uns so verhalten, dass keiner etwas bemerken wird. Wenn der Haushofmeister am Morgen seine Runde macht, wird die Pforte längst wieder verschlossen sein. Glaub mir, es gibt keinen Grund zur Sorge für dich. Und im Übrigen soll es dein Schaden nicht sein. Auch ich könnte dir irgendwann einen Gefallen erweisen."

Aus der Nähe rief jemand nach dem Diener. Dieser löste sich aus der Nische. "Einen Gefallen erweisen?", wiederholte er, schon im Gehen begriffen. Und dabei nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, der Heinrich hoffen ließ, er werde ihm trotz seiner Bedenken doch noch behilflich sein.

Erneut begann für Heinrich das Warten. Ein Tag verging, danach ein zweiter, am dritten fand das Fest statt, aber noch immer hatte ihm der Diener keinen Wink gegeben. In der folgenden Nacht beschloss Heinrich, ihm das Messer an die Kehle zu setzen.

Er traf ihn, als dieser gerade auf dem Weg zu den Stallungen war. Ohne Vorwarnung packte Heinrich ihn am Arm und zerrte ihn hinter eine Mauer. "Ich habe dich

gebeten, mir zu helfen", zischte er, "aber du hast es nicht getan. Jetzt werde ich dich dazu zwingen." Sein Gegenüber versuchte, sich zu entziehen, doch vergeblich. Heinrich näherte sein Gesicht dem des Dieners, bis beide nur noch eine Handbreit voneinander entfernt waren. "Es gibt da so eine Geschichte von Qasim, dem Sohn unseres Herrn, wie er sich gelegentlich mit seinen Freunden in den Pavillon zurückzieht. Manchmal verbringen sie die ganze Nacht dort und vergnügen sich auf ihre Art, und dabei wähnen sie sich unbeobachtet. Was allerdings nicht immer der Fall ist ..."

Aus dem Diener entwich alle Luft, und hätte Heinrich ihn nicht gehalten, er wäre umgefallen wie ein nasser Sack. So aber stand er fest, und nachdem er sich wieder gefangen hatte, setzte er zum Gegenschlag an. "Du Sohn einer rädigen Hündin!", fauchte er. "Was du behauptest, ist eine Lüge. Nichts davon ist wahr, das hast du dir ausgedacht, um mich zu erpressen. Aber niemand würde dir glauben. Einem Sklaven! Einem Ungläubigen noch dazu! Möge der Schaitan deinen Vater bis in alle Ewigkeit brennen lassen, dass er einen solchen Bastard wie dich ..."

Heinrich drückte den Kopf des Dieners hart gegen die Mauer. "Ich bin nicht der Einzige, der von deinem Treiben weiß. Es gibt noch einen anderen. Und der ist kein Sklave, und ein Ungläubiger ist er auch nicht." Er ließ einen Augenblick verstreichen, um sicherzugehen, dass sein Gegenüber begriffen hatte. "Hör gut zu, was ich dir jetzt sage: Heute Nacht wirst du die Pforte aufschließen. Außerdem wirst du Malina benachrichtigen. Bestell ihr, dass ich im Pavillon sein werde, wenn der Mond den höchsten Punkt überschritten hat. Finde ich die Pforte verschlossen oder den Pavillon leer, werde ich gleich nach Sonnenaufgang den Sohn unseres Herrn aufsuchen. Also bedenke es gut!"

Am Abend lag Heinrich auf seinem Lager, lauschte den Geräuschen der Schlafenden, mit denen er den Raum teilte, und wartete. Langsam, viel zu langsam stieg der Mond am Himmel empor. Sein Licht sickerte durch das Fenster und zeichnete Schatten an die Wand. Zum wiederholten Mal rief Heinrich sich die Worte in Erinnerung, die er sich für die Begegnung mit Malina zurechtgelegt hatte. Als der Mond seinen höchsten Stand erreicht hatte und wieder zu sinken begann, erhob er sich. Lautlos tastete er sich an den Liegenden vorbei und stahl sich nach draußen. Längst waren alle Lichter gelöscht. Die Nacht atmete Stille, nur aus der Ferne drang das Schreien eines Esels herüber. Behutsam einen Fuß vor den anderen setzend, huschte er an der Mauer entlang, erreichte die Rückseite des Hauses und wandte sich dem Garten zu. Gleich darauf stand er vor der Pforte. Er wagte kaum zu atmen, als

er die Hand auf die Klinke legte. Sie fühlte sich kalt an, geradezu abweisend, als wollte sie sagen: Was willst du hier? Du hast an diesem Ort nichts zu suchen, also verschwinde!. Doch als Heinrich die Klinke nach unten drückte und gegen das Türgitter stieß, gab es bereitwillig nach.

Erleichtert atmete er auf. Frei lag der Garten vor ihm, und am Ende des Gartens lag sein Ziel: der Pavillon.

Mandelbäume und Oleanderbüsche säumten den Weg zu dem zierlichen Bauwerk, das über und über mit Rosen berankt war. Davor erstreckte sich ein von zwei wasserspeienden Steinelefanten bewachtes Becken, beinahe zehn Schritte im Geviert, das um diese Zeit eine ebensolche Ruhe ausstrahlte wie die Bäume, die Büsche und das kleine Gebäude, in dessen hell glasierten Dachziegeln sich das Mondlicht brach. Die Tür - mit ihren Schnitzereien tagsüber gewiss eine Augenweide, jetzt jedoch mit Finsternis überzogen - schien nur angelehnt. Die Fenster waren geschlossen wie stets zu dieser Jahreszeit, wenn der Wind kühl wehte und die Wärme des Sommers nicht mehr war als eine Erinnerung.

Noch bevor Heinrich die Tür berührte, wusste er, dass sie da war. Als gäbe es einen unsichtbaren Faden, der sie beide miteinander verband. Leise trat er ein. Seine Augen versuchten, sich in dem Dunkel zurechtzufinden - ein rundes Tischchen in der Mitte des Raumes, Sitzkissen darum, unter dem gegenüberliegenden Fenster eine halbmannshohe Ziervase. Und daneben ein Wandschirm. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals, als sie dahinter hervortrat. Nur undeutlich zeichneten sich ihre Umrisse gegen die Finsternis ab, und doch sah er sie so klar, als stünde sie im hellsten Tageslicht vor ihm. Jede Einzelheit ihrer Gestalt, jedes Detail ihrer Züge verrieten das Feuer, das in ihr brannte. Noch bevor er ihr entgegengehen konnte, stürzte sie auch schon auf ihn zu, schlang die Arme um seinen Hals und begann, hemmungslos zu weinen.

Sie hielten einander fest, während der Mond und die Sterne in ihrem Lauf verharrten und nächtliche Stille sie umgab. So viel verloren. So viel ertragen. So viele Träume begraben, bis nichts mehr geblieben war, als auf Spinnweb gegründete Hoffnung. Und Angst. "Du gehst fort", schluchzte sie und schlang die Arme noch fester um ihn. Heinrich antwortete mit einem kaum merklichen Nicken. Sanft strich er mit der Hand durch ihr Haar, während er nach Worten suchte.

Er fand sie nicht. Alles, was er sich zurechtgelegt hatte, war verschwunden. Irgendwann führte er sie von der Tür weg und zog sie mit sich hinab auf die Kissen.

Eng an ihn geschmiegt, lag sie in seinen Armen. Plötzlich richtete sie sich auf und drehte sich, so dass sie sein Gesicht in dem schwachen Lichtschein erkennen konnte, der von draußen hereindrang. Ihre Augen suchten die seinen. "Du gehst fort", stieß sie ein weiteres Mal hervor. "Nur noch wenige Tage, und du wirst nicht mehr hier sein. Sie nehmen dich mit in Länder voller Gefahren. Auf eine Reise, von der nicht alle zurückkehren werden." Heinrich wollte sie unterbrechen, doch sie schüttelte entschieden den Kopf. "Nein, nein, versuch nicht, mich zu trösten! Es gibt keinen Trost für mich. Ich habe gehört, was sie erzählen. Alle sprechen nur noch über die Reise, und jeder kennt Geschichten von Menschen, die ihre Heimat nicht wiedergesehen haben. Manche sind verdurstet, andere verhungert und wieder andere haben sich verirrt, denn die Große Wüste ist ohne Ende. Oft werden die Reisenden überfallen. Die Räuber nehmen ihnen alles ab, was sie haben, und anschließend töten sie ihre Opfer. Und außerdem gibt es dort wilde Tiere - große Katzen, die Menschen fressen, diese riesigen Tiere mit den Zähnen aus Elfenbein und giftige Schlangen, die sich im Sand verstecken. Und Dämonen gibt es, ganz viele und ganz schreckliche." Sie schauderte. "Je mehr ich gehört habe, um so mehr Angst habe ich um dich verspürt. Tagsüber kann ich keinen Atemzug mehr machen, ohne an das alles zu denken. Und nachts kann ich vor Furcht kaum noch schlafen."

"Ich werde zurückkehren." Obwohl selbst nicht ohne Zweifel, bemühte sich Heinrich, seiner Stimme einen überzeugenden Klang zu verleihen. "Unser Herr hat eine solche Reise schon mehrmals unternommen, und jedes Mal hat er seine Heimat wiedergesehen. Genauso wie die meisten seiner Leute."

"Die meisten!" Malina blies Luft durch die Nase. "Was sollen mir die meisten! Was gehen die mich an! Für mich zählt nur einer, und der bist du!" Sie ließ sich fallen und presste den Kopf an seine Brust. Zitternd vor Erregung, hörte sie das Pochen seines Herzens. "Auch wenn wir uns selten begegnen und noch seltener miteinander reden können, so weiß ich dich doch stets in meiner Nähe. Und dieses Wissen gibt mir Kraft. Ohne deine Nähe hätte mein Leben keinen Sinn mehr."

Die frische Nachtluft verstärkte ihr Zittern, und Heinrich zog sie noch enger an sich. "Du bist das Einzige, was mir geblieben ist. Alles andere habe ich verloren. Spandau, der Ort, in dem ich gelebt habe - verloren. Mein Vater, meine Freunde, die Nachbarn - verloren. Auch meine Brüder ..." Sie stockte, während erneut Tränen in ihre Augen traten. "Jablo, mein kleiner Jablo, ist er überhaupt noch am Leben? Und wenn ja, wo ist er in dieser Stunde? Und wo ist Myslaw? Seit wir verkauft wurden,

haben wir nie wieder von ihm gehört. Vielleicht ist er in unserer Nähe, ein Diener wie wir, und es geht ihm gut. Aber vielleicht hat er es auch ganz schlecht getroffen. In diesem Land halten sie Sklaven auf Schiffen, die müssen den ganzen Tag über rudern, und sie werden ausgepeitscht, und viele ertrinken im Meer. Andere müssen tief unten in der Erde arbeiten, Bergwerke nennen sie das, da scheint niemals die Sonne, und niemand kommt dort mehr heraus."

Heinrich versuchte, ihre finsternen Gedanken zu verscheuchen, indem er einwarf, dass Myslaw Käufer offensichtlich sehr wohlhabend gewesen sei, dass er vermutlich ein großes Haus besitze und Myslaw vielleicht als Diener in diesem Haus lebe. Doch Malina hörte ihm gar nicht zu.

"Was ist das nur für ein Land, in das sie uns verschleppt haben! Alles ist so fremd hier. Die Menschen sehen völlig anders aus als wir. Viele Männer haben mehrere Frauen so wie unser Herr Ibn Said, die verstecken sie vor anderen Männern. Oder die riesige Stadt, in der sich ein Mensch kaum zurechtfinden kann. Die Bäume mit den großen Blättern, die wie Fischgräten aussehen. Tiere mit Buckeln auf dem Rücken und Pflanzen, in denen Wolle wächst. Würde ich das daheim erzählen, man würde mich auslachen. Und doch ist es die Wahrheit, all das gibt es in diesem Land, in dem sie uns zwingen zu leben. Aber es ist nicht mein Land, und daran wird sich niemals etwas ändern. Mögen die Menschen hier auch reich sein, unendlich viel reicher als bei uns - ich wünschte, ich wäre endlich wieder zu Hause. In mir brennt eine Sehnsucht nach meiner Heimat, die mich beinahe verzehrt. Und nun soll ich auch noch den einzigen Trost verlieren, der mir geblieben ist!"

Ein Geräusch ließ Malina zusammensucken. "Es war nur der Wind", suchte Heinrich sie zu beruhigen. "Der Wind, der um den Pavillon weht."

"... und der für diese Jahreszeit viel zu warm ist", ergänzte sie trotzig. "Bei uns liegt jetzt Schnee." Für eine Weile versank sie in Schweigen, und auch Heinrich sagte kein Wort. Dann drehte Malina sich zur Seite. "Manchmal lassen sie Sklaven frei, Aisha hat es mir erzählt. Sie selbst kannte zwei Sklavinnen, denen hat ihr Herr die Freiheit geschenkt. Danach konnten sie tun, was sie wollten. Vielleicht ergeht es uns ebenso, aber können wir sicher sein? Und wenn ja - wann wird das geschehen? Schon bald? Oder in einem Jahr? Vielleicht in zehn oder zwanzig? Nein, darauf können wir nicht warten. Jetzt schon gar nicht, wo sie dich mir wegnehmen wollen!" Sie senkte die Stimme. "Wir könnten fliehen. Wir reißen heimlich aus, noch bevor unser Herr zu seiner Reise aufbricht. Myslaw nehmen wir mit. Wir suchen ihn, und dann

machen wir uns gemeinsam auf den Rückweg in unser Land. Du, mein Bruder und ich."

Fliehen ... Mit Myslaw ... Heinrich verzog unwillig den Mund. Ein Bild tauchte vor ihm auf. Es war der Tag ihrer Ankunft in Córdoba, am Ende des langen Marsches. Die Händler hatten sie in der Stadt untergebracht, Männer und Frauen getrennt. Zu essen gab es an diesem Tag nichts mehr, erst am nächsten Morgen begann die Mast für den Verkauf. Am Abend erschienen mehrere Wächter, um nach dem Rechten zu sehen. Einer von ihnen nagte gerade Fleischstücke von einem Speiß ab, einen zweiten hielt er in seiner Hand. Das Fleisch glänzte vor Fett und verbreitete einen betörenden Geruch. Auf einmal stand einer der Händler in der Tür und rief die Wächter zu sich. Derjenige, der gerade gegessen hatte, stopfte das restliche Fleisch in den Mund, legte den zweiten Speiß auf einen Bretterstapel und ging wie die anderen zu dem Händler. Während die Augen aller Anwesenden auf das Geschehen an der Tür gerichtet waren, langte Myslaw plötzlich nach dem Speiß, der ganz in seiner Nähe lag, riss mit den Zähnen das Fleisch ab und warf anschließend den leeren Speiß so geschickt, dass er ihm, Heinrich, geradewegs in den Schoß fiel. In diesem Moment verließ der Händler den Raum, und die Wächter kehrten zurück. Der Wächter, der gegessen hatte, wandte sich der Stelle zu, an der er seinen Vorrat abgelegt hatte, doch da war nichts mehr. Gleich darauf sah er den leeren Speiß, und noch im selben Moment stürzte er sich auf ihn, Heinrich, den er für den Dieb hielt. Schon war auch ein zweiter Wächter heran. Da sie wegen des bevorstehenden Verkaufs ihre Peitschen nicht mehr benutzen durften, würgten sie ihn stattdessen so lange, bis ihm beinahe die Luft wegblieb. Als sie endlich von ihm abließen und er wieder zu Atem kam, sah er Myslaws hämisches Grinsen auf sich gerichtet. Und dazu vernahm er jenes mit voller Verachtung ausgesprochene Wort, das er schon bei früherer Gelegenheit gehört hatte: "Deutscher!"

"Eine Flucht wäre eine kurze Freude, aber ein langes Leid", sagte Heinrich zu Malina, gar nicht erst auf die Beteiligung Myslaws an dem Vorhaben eingehend. "Glaub mir, auch ich habe diesen Gedanken oft genug gewälzt, vor allem des Nachts, wenn ich wach lag und die Erinnerungen an mir vorüberzogen. Wie gern hätte ich Pläne gemacht und sie gemeinsam mit dir in die Tat umgesetzt! Aber ich habe die Gedanken stets wieder verworfen. Ja, vielleicht würden wir es schaffen, ihnen zu entweichen, ohne dass sie es gleich bemerkten. Vielleicht würde es uns auch gelingen, den richtigen Weg zu finden. Aber dann? Wir besitzen nichts außer den Klei-

dern, die wir am Körper tragen. Wollten wir nicht verhungern, müssten wir als Bettler durchs Land ziehen, wenn nicht gar als Diebe, die sich ihren Lebensunterhalt zusammenstehlen. Irgendwann würden wir auffallen, denn dies ist kein Land zum Verstecken. Der Kalif hat sein Reich fest im Griff. Er hat seine Leute überall, und schon bald wären wir als entlaufene Sklaven erkannt. Und dann?"

Malina entfuhr ein Stöhnen. Sie schlang die Arme um ihn und brachte ihr Gesicht ganz dicht an das seine. Er hatte recht. Ohne Zweifel hatte er recht. Aber wenn keine Aussicht auf ein anderes Leben bestand, was blieb ihnen dann noch? Nur ein Sklavendasein bis ans Ende ihrer Tage - in einem fremden Land, umgeben von Menschen, deren Sprache sie kaum verstand, deren Denken ihr ebenso unbegreiflich war wie deren Sitten und das ihr für immer die Erfüllung jenes Wunsches versagen würde, der mit jedem Tag drängender für sie wurde: des Wunsches nach Geborgenheit. "Du darfst mich nicht verlassen!", stieß sie verzweifelt hervor. "Ich will nicht mehr ohne dich leben. Ich brauche dich, selbst wenn wir uns nur selten begegnen. Aber ich muss dich in meiner Nähe wissen."

"Ich werde bei dir sein, auch wenn ich fort bin", flüsterte er so nachdrücklich, wie es ihm möglich war. Sein Mund fand ihre Lippen, und getrieben von dem Feuer der Sehnsucht und der Süße des Augenblicks verschmolzen sie in einem langen Kuss. Malina zitterte vor Erregung, als seine Hände über ihren Körper glitten und an Stellen rührten, an die noch kein Mann je gerührt hatte. Leidenschaft schoss in ihr empor, sie wollte ihn ganz, sie wollte ihn spüren, und so öffnete sie sich ihm, begann auch ihn zu liebkosen, und mit einer Selbstverständlichkeit, die sie niemals für möglich gehalten hätte, nahm sie ihn in sich auf. Alles, was sie bedrückte: die Fesseln ihres gegenwärtigen Lebens, der bevorstehende Abschied, die ungewisse Zukunft - alles verlor in diesem Augenblick an Bedeutung. Vereint in einem Ansturm beseligender Gefühle, verwandelten sie sich in die freiesten Menschen unter der Sonne, lösten sich von allem Irdischen und stiegen in den Himmel hinauf, immer höher und immer schneller, verloren sich in einem selbstvergessenen Taumel und stürzten am Ende in eine Welt aus reinem, von keinerlei Schatten getrübt Licht.

Lange lagen sie danach schweigend da, ganz benommen von ihrem Glück. Irgendwann frischte der Wind auf, und mit dem Wind kehrten die Sorgen zurück.

"Hörst du das Rauschen in den Mandelbäumen?", flüsterte sie. "Als wir in dieses Haus kamen, begannen sie bald darauf zu blühen. Alles leuchtete in Rosa und Weiß, und ein betörender Geruch stieg von ihnen auf. Ich erinnere mich noch gut an

den Tag, als ich im Garten stand und diesen Geruch in mich aufnahm. Für eine kurze Zeit war alle Bitterkeit aus meinem Leben verschwunden. Damals dachte ich, wie schön es doch wäre, wenn ich ... wenn ich nicht allein dort stehen würde, sondern ... wenn wir beide ..." Sie kämpfte mit den Tränen, und es dauerte eine Weile, bis sie weitersprechen konnte. "Wenn die Mandeln das nächste Mal blühen, wirst du fort sein."

Er strich ihr über die Wangen. "Aber wenn sie zum zweiten Mal blühen, werde ich wieder bei dir sein."

Lange schwieg sie. Und als sie erneut den Mund aufat, kamen ihre Worte so leise, dass der Wind sie verwehte, noch bevor sie Heinrich erreichten. "Und dann?"

DRITTER TEIL

Sidjilmasa war mehr als der Name der großen Handelsstadt inmitten der Oase Tafilalet am Rande der Wüste - Sidjilmasa war auch ein Wort für menschliche Empfindungen von völlig unterschiedlicher Art. Für die einen war es das Gefühl, nach Wochen voller Entbehrungen endlich am Ziel zu sein, erlöst aus allgegenwärtiger Gefahr. Für die anderen war es das Gefühl, in Kürze die Sicherheit und die Annehmlichkeiten des Alltags hinter sich zu lassen und in ein karges Dasein einzutauchen, in dem das Leben nur allzu oft an einem seidenen Faden hängen würde.

Für die Männer auf dem Festplatz am Ufer des Wadi Ziz war es das letztere dieser beiden Gefühle, das sie bewegte.

Rauchfähnchen von Gebratenem kräuselten sich unter den Zeltplanen hervor und mischten sich in die sanfte Brise, die von den Palmenhainen herüberwehte. Es war der 18. Tag des Monats Djumada al-Thani im Jahre 366 der Hidjra - Christen hätten ihn den 11. Februar im Jahre des Herrn 977 genannt -, und es waren nur noch wenige Stunden bis zum Aufbruch der großen Karawane. Schon seit Tagen glich die Stadt einem Heerlager am Vorabend einer Schlacht. Kaufleute aus vielen Orten hatten sich eingefunden, um zusammen mit den Händlern aus Sidjilmasa auf die Reise zu gehen - Männer aus dem nahen Ksar es-Suq ebenso wie solche aus dem fernen Marrakesch oder aus Fès und etliche gar aus dem jenseits der Meerenge liegenden Al-Andalus. Auf den Weiden am Fluss standen mehr als tausend Kamele bereit, die

Schätze zu tragen, mit denen die Wagemutigen ihr Glück machen wollten. Alles war lange vorbereitet, jede Einzelheit war gründlich bedacht. Doch bevor man sich in die Welt des Verzichts und der Entbehrungen begab, wollte man noch einmal die angenehmen Seiten des Lebens genießen.

Ein Gaukler in der Mitte des Platzes spuckte so heftig Feuer, dass ein paar Kinder erschrocken zurückwichen. Nicht weit entfernt spielte ein Schlangenbeschwörer auf einer Flöte und ließ eine Kobra tanzen. Doch stand nicht jedem der Anwesenden der Sinn nach Vorführungen dieser Art. Manch einer richtete seinen Blick lieber auf die unverschleierte, in farbenfrohe Gewänder gehüllten Berberfrauen und dachte verdrießlich an die lange Zeit erzwungener Enthaltbarkeit, die bevorstand. Die meisten jedoch nahmen Notiz weder von dem einen noch von dem anderen, sondern saßen auf weichen Kissen unter den Zeltplanen, labten sich an den vielfältigen aufgetragenen Speisen und tranken süße Kamelmilch sowie jenes Getränk, das sie in der Gluthitze der Wüste schon bald am meisten vermissen würden: kühles, sauberes, erfrischendes Wasser.

Ibn Said war einer von ihnen. Erst zwei Tage zuvor war er mit seiner Begleitung in Sidjilmasa eingetroffen, nachdem er für die Anreise weit länger gebraucht hatte als geplant. Ein Sturm hatte die Überfahrt nach Afrika verzögert, später hatte Schnee auf den Pässen des Atlas ihnen das Leben schwer gemacht. Dennoch waren sie rechtzeitig vor dem Aufbruch der großen Karawane eingetroffen. Und nun saß er mit anderen Kaufleuten um ein riesiges Messingtablett herum, genoss Kuskus mit scharf gewürztem Lamm, feine Blätterteigpasteten und Taubenbrüste mit Mandeln und hielt, obwohl sein Magen bereits gut gefüllt war, Ausschau nach den süßen, klebrigen Nachspeisen, für die die örtlichen Bäcker zu Recht so berühmt waren. Neben ihm saß sein Vetter Uthman al-Battani, einer der Kaufleute aus Sidjilmasa. Er war groß und schlank, und seine spitzen Ohren erinnerten an einen Wüstenfuchs. Sein Geschäft war der Handel mit Datteln.

"Wie viele Säcke ich für Tegahaza vorgesehen habe?" Al-Battanis Hand, die eben noch ein Stück Lammfleisch zum Mund geführt hatte, sank so abrupt, wie seine Miene sich verfinsterte. Er wandte sein Gesicht Ibn Said zu. "Nicht einen einzigen!", schimpfte er. "Im letzten Jahr hatte ich fünf Kamellasten eingeplant, nicht die besten Datteln natürlich, schließlich sind sie für die Sklaven, aber schlechter als sonst waren sie auch nicht. Jedes Mal haben diese verdammten Tuareg mir welche abgekauft, aber plötzlich wollten sie keine mehr. Nur Allah weiß, was in sie gefahren war. Sie

haben sich die Ware gar nicht erst angesehen, und meinen Preis hatte ich ihnen noch nicht einmal genannt, da wussten sie schon, dass er zu hoch war. ‚Andere sind billiger‘, erklärten sie ungerührt. ‚Andere sind auch schlechter‘, antwortete ich. Glaub mir, lieber Vetter, sie haben nicht einmal mit den Schultern gezuckt. ‚Ma terhid?‘, hat der eine nur gesagt. ‚Was willst du?‘. Später habe ich die Datteln gesehen, die sie einem anderen abgekauft hatten: stumpf, trocken und so alt, dass die Kerne beim Schütteln klapperten. Ein Sack war sauer. Viehfutter, sage ich dir, reines Viehfutter, was sie ihren Sklaven da geben. Aber was macht es ihnen auch aus - krepirt einer, holen sie sich eben den nächsten. An Nachschub hat es denen noch nie gemangelt." Gereizt schob Al-Battani das Fleischstück in den Mund. "Möge der Schaitan sie mit Krankheit strafen! Wenn sie meine Datteln nicht wollen, verkaufe ich sie eben in Kumbi Saleh."

Ein Gewürzhändler aus Ceuta, der das Gespräch mit angehört hatte, schlug lautstark in dieselbe Kerbe und nannte die Tuareg die schlimmsten Geschöpfe auf Erden. Einige der ringsum Sitzenden stimmten ihm zu. Ibn Said wollte gerade mit einem eigenen Erlebnis die allgemeine Meinung bekräftigen, als eine heranschaukelnde Platte mit Shebbakia seine Aufmerksamkeit erregte. Begehrlich streckte er die Hand nach dem in Öl gebackenen und in Honig getauchten Gebäck aus, dem seine besondere Leidenschaft galt, während ein anderer an seiner Stelle das Wort ergriff und ein Bild von den Tuareg zeichnete, das noch weit düsterer war als das bis dahin Gesagte.

Drei Zelte weiter saß Heinrich vor einer dampfenden Huhn-Tajine mit Gemüse und Oliven und beobachtete den Schlangenbeschwörer, der seine Kobra wieder in ihrem Korb verstaut hatte und sich nunmehr einen gelben Skorpion über die Stirn kriechen ließ. Neben Heinrich hatten zwei weitere Diener Ibn Saims Platz genommen, dazu mehrere arabische Kameltreiber, die es sich wie alle anderen ein letztes Mal für längere Zeit gut gehen ließen. Ohne das Essen auch nur für einen Moment zu unterbrechen, redeten sie ausdauernd aufeinander ein, wobei sie es auf eine merkwürdige Weise verstanden, einerseits die Gefahren der bevorstehenden Reise herunterzuspielen, andererseits aber mit immer neuen Schreckensgeschichten ihre Ängste zu schüren. Das Vorbeigehen einer schönen jungen Berberin mit einem Korb Datteln bildete den Aufhänger für die Geschichte von den Menschenfressern. "Bei den Negern hätte die nichts zu lachen", tönte einer der Araber. "Die würden sie schlachten."

Heinrich, dem das letzte Wort nicht geläufig war, überlegte noch, was gemeint sein mochte, als der Redner bereits zu einer anschaulichen Erklärung ausholte. "Es war in dem Jahr, als die Stute in Daira Zwillinge geworfen hat. Damals war ein Händler vom Stamm der Beni Mguild bei den Negern unterwegs. Als er in die Stadt ihres Königs kam, suchte er ihn auf und brachte ihm Geschenke, darunter Salzplatten, die er in Teghaza gekauft hatte. Der König war sehr erfreut darüber und gab ihm als Gegengeschenk zwei der schönsten Frauen aus seinem Reich. Einige Tage später stand der Händler wieder vor dem König, und dieser fragte ihn: ‚Sag, Fremder, ich habe dir diese beiden jungen Frauen geschenkt, damit du sie schlachtest, denn ihr Fleisch ist das beste, das man bei uns essen kann. Aber wie man mir zugetragen hat, hast du sie gar nicht geschlachtet.‘ Worauf der Kaufmann antwortete: ‚Dort, wo ich herkomme, ist so etwas nicht erlaubt.‘ Der König war erstaunt. ‚Was essen die Menschen denn dort?‘, wollte er wissen. ‚Das Fleisch von Rindern und Schafen‘, antwortete der Kaufmann. Und kaum war er in seine Herberge zurückgekehrt, als der König ihm einen Ochsen und ein Schaf schickte."

Heinrich hatte begriffen, was es mit dem unbekanntem Wort auf sich hatte. "Manche Neger", hörte er sagen, "halten das Fleisch von weißen Menschen für schädlich, weil es angeblich noch nicht reif ist. Andere fressen jeden Fremden, den sie bekommen, gleichgültig ob schwarz oder weiß. Am besten schmecken ihnen Brüste und Hände von Frauen."

Hatte das reichhaltige Essen Heinrichs Magen ohnehin schon belastet, so tat das Gehörte ein Übriges. Übelkeit stieg in ihm hoch. Er kam auf die Füße, überquerte den Festplatz und flüchtete sich durch eine Lücke hinter eine Mauer, wo er sich würgend übergab. Als er wieder den Kopf hob, fiel sein Blick auf einen Garten. Beschattet von Palmen und Feigenbäumen, floss Wasser durch ein Netz schmaler Rinnen und verteilte sich auf Anpflanzungen und Beete. Zwei Frauen mit kurzstielligen Hacken in den Händen beobachteten ihn. Heinrich murmelte eine Entschuldigung und kehrte auf die Straße zurück.

Er hatte seinen Platz gerade wieder eingenommen, als das ausgelassene Spiel einer Nay ertönte, dazu das Dröhnen einer Trommel, deren dumpfer Klang von den Bergen auf der anderen Seite des Flusses zurückgeworfen wurde. Gleich darauf erschien ein Dutzend Reiter mit weißen Turbanen auf den Köpfen und silberbeschlagenen Krummdolchen in den Gürteln. Schnell traten alle Anwesenden aus den Zelten heraus, und während die Reiter in der Mitte des Platzes Aufstellung nahmen, bildeten

die Schaulustigen einen Kreis um sie. Vergessen waren die eben noch so angeregt dahinfließenden Gespräche, vergessen auch die Freuden der Tafel, in diesem Moment hatte jeder nur noch Augen für die Pferde - kräftige, kluge Schimmelhengste, wie die Berber sie liebten. Weitere Musikanten fanden sich ein, dann gab einer der Reiter ein Zeichen, und angefeuert von der Musik und begleitet von rhythmischem Klatschen der Zuschauer begannen die Pferde zu tanzen. Jedes bewegte sich auf seine eigene Art. Einzelne trabten auf der Stelle, andere scharrten im Sand oder schlugen die Hufe in die Luft, drehten sich, sprangen von der Hinter- auf die Vorderhand oder schlenkerten mit den Köpfen, so dass die Mähnen wie Wogen um die wohlgerundeten Häuse flogen. Eine großartige Zurschaustellung von Anmut und Kraft, mit denen die Tiere die Herzen der Zuschauer eroberten.

Begeisterung brandete auf, als die Vorführung beendet war, und höchstes Lob begleitete den Abgang der Reiter. Auch Heinrich schaute ihnen beeindruckt hinterher. Plötzlich entdeckte er Qasim. Er sah ihn unter einer Palme mit einem Becher in der Hand, den er in kurzen Abständen zum Mund führte. Dattelwein, ging es Heinrich durch den Kopf. Vermutlich gab es in der Nähe einen Verkäufer dieses Getränks, das für gewöhnlich nur von denen genossen wurde, die nicht der Religion des Propheten angehörten. Nicht mehr lange, und Qasim würde für die Dauer etlicher Monate auf seinen geliebten Wein verzichten müssen - ein Gedanke, der Heinrich mit Genugtuung erfüllte. Er mochte den Sohn seines Herrn nicht, ebenso wie fast alle anderen aus der Begleitung Ibn Saids ihn nicht mochten. Die meisten hatten Angst vor Qasim, fürchteten seine Launen und seine Unberechenbarkeit und verachteten ihn wegen des Weins, den er bei jeder Gelegenheit in sich hineinschüttete. In Fès hatte Ibn Said seine Diener losschicken müssen, nachdem Qasim zur vereinbarten Stunde nicht am Treffpunkt erschienen war. Erst nach längerem Suchen hatten sie ihn gefunden - mit den Füßen im Fluss liegend und mit dem Kopf in einem Haufen, um den die Fliegen gekreist waren. Als sie ihn aufgeweckt hatten, war er mit den Fäusten auf sie losgegangen, und nur ein Stoß ins Wasser hatte ihn davon abgehalten, auch noch sein Messer zu ziehen.

Mit weiteren Reiterspielen und endlosen Gesprächen verging die Zeit. Schließlich näherte sich die Sonne den Tafelbergen am Rand der Oase, die Schatten wuchsen, die Luft wurde kühler, und mit dem ausklingenden Fest zog Schwermütigkeit herauf. Nicht jeder der Versammelten würde Sidjilmasa wiedersehen, nicht jeder von ihnen einen solchen Tag noch einmal genießen. Aber selbst denjenigen, die

das Abenteuer unbeschadet überstehen würden, standen viele Monate der Bewährung bevor. Monate voller Härten und Entbehungen - in einer Wüste, die jedem Eindringling den Kampf angesagt hatte.

Steine, so weit der Blick reichte. Die meisten faustgroß und kantig, auf der Oberseite mit einer pechschwarzen Kruste überzogen, gleichmäßig verstreut wie steinerne Samenkörner von einem steinernen Sämann. Nirgendwo etwas Lebendiges in dieser Einöde, in der Hammada, die so flach wie ein Tisch war und gänzlich ohne Schatten. Kein Halm, der sich bewegte, keine Schlange, die ihren Weg suchte, ja nicht einmal ein Skorpion unter dem Geröll oder ein Käfer, der im Schutz eines Erdlochs rastete. In der Ferne eine Bergkette, die sich undeutlich gegen den grau verschwommenen Morgenhimmel abhob, in dem die Melancholie der Erde ihr Echo gefunden hatte. In den anderen Richtungen fehlte jegliche Begrenzung zwischen Oben und Unten, was die Trostlosigkeit noch verstärkte. "Garten des Teufels" wurde diese Steinwüste von denen genannt, die sie durchquerten. Ein Land mit nichts anderem als Steinen.

Und mit Geistern - den Kel Essuf.

Dass es sie gab, diese Geister, daran zweifelte niemand. Auch nicht die Männer, die an diesem Morgen ein Kamel umstanden, der eine davon mit einem Messer in der Hand. Ganz im Gegenteil. Jeder von ihnen wusste um ihre Gegenwart, und deshalb trug jeder Gris-Gris bei sich - Amulette mit magischen Kräften wie Knochenstückchen, getrocknete Vogelköpfe oder Schwanzquasten von Leoparden, ohne die sie sich um nichts in der Welt in eine Landschaft wie diese gewagt hätten. Meist erfüllten die Amulette die ihnen zugedachten Aufgaben. Mitunter versagten sie aber auch wie am Vorabend, als die Kel Essuf den Sattelgurt eines Kamels gelöst hatten und der Reiter, ein Teppichhändler aus Tanger, zu Tode gestürzt war. Oder wie in diesem Augenblick des morgendlichen Aufbruchs der Karawane, in dem die Geister ein Lastkamel mit völliger Erschöpfung geschlagen hatten, mit der Folge, dass es nicht mehr aufstand, so sehr die Männer auch an ihm zerrten. Das Kopfnicken des Karawanenführers bedeutete das Todesurteil für das Tier. Einer der Umstehenden packte es am Maulstrick, riss den Kopf hoch, und der Mann mit dem Messer trieb dem Kamel die Klinge in die Schlagader. Ein Ruck ging durch den Körper, ein letztes Aufbäumen, als wollte das Tier sich doch noch einmal erheben. Dann wich das Leben aus ihm, und der Kopf sank ins eigene Blut.

In dem Wind über der Ebene aber wiegten sich die Geister und lachten.

Der Karawanenführer, ein stolzer Zanata-Berber vom Stamm der Beni Merin, wandte sich ab, und die Zurückgebliebenen begannen, die Traglasten des Kamels neu zu verteilen. Heinrich, der Zeuge des Vorfalles geworden war, verharrte kurz neben dem toten Tier. Das Maul, eben noch von der Farbe des aufglühenden Holzes, wenn der Harmattan durch die Flammen tobt, war rot vom Blut, das helle Fell wirkte fremd gegen das schwarze Gestein. Niemand würde das Tier zerlegen, um sein Fleisch zu essen, denn niemand hatte an diesem Ort die Zeit dafür. Sonne und Wind würden sich des Kadavers annehmen, sie würden ihn trocknen und schleifen, bis am Ende nur noch gebleichtes Gebein übrig bliebe. Ein weiteres Opfer dieser unerbittlichen Wüste, von denen sie in den zwei Wochen seit Sidjilmassa schon etliche gesehen hatten. Meist waren es die Überreste von Kamelen gewesen, auf die sie gestoßen waren, mitunter aber auch die Reste von Menschen.

"He, Qasim verlangt nach dir!", hörte Heinrich eine Stimme in seinem Rücken. Als er sich umdrehte, sah er einen Diener Ibn Saids mit einer Satteldecke vorbeilaufen.

"Qasim ...", zischte Heinrich abfällig. Er rückte den Turban zurecht, der seine frühere Mütze ersetzt hatte, und ließ suchend den Blick schweifen. Wie bei jedem Aufbruch herrschte geschäftiges Treiben. Männer hasteten mit Halfagrasbündeln umher - Futter für die Tiere, wo es in der Wüste sonst nichts für sie zu fressen gab -, schleppten die Waren der Händler und Vorratssäcke mit Datteln, Bohnen und Hirse und luden alles auf die Kamele. Auch bei Ibn Said war das Aufladen in vollem Gange. Unter den wachsamen Augen ihres Herrn verteilten Diener die Waren auf die Kamele, mit denen dieser seine Geschäfte zu machen gedachte: eingefärbte Stoffe und Kleider, bunte Glasperlen, feinstes Leder sowie kupferne Armreifen, Ohrgehänge und anderen Schmuck.

Nach kurzem Suchen hatte Heinrich Ibn Saids Sohn gefunden. Grau und eingefallen sah er aus, übelgelaunt wie stets und nur allzu offensichtlich bereit, jeden, der seinen Unmut erregte, mit seinem Zorn zu überziehen. In der Rechten hielt er seine Kamelpeitsche. "Wo hast du so lange gesteckt? Wenn ich einen Sklaven rufe, hat er zu kommen!"

Heinrich presste ein verhaltenes "Jawohl, Herr" zwischen den Zähnen hervor und wartete auf den Zornesausbruch. Der kam in Gestalt einiger mehr gebellter als gesprochener Belehrungen über die richtige Behandlung eines Reitkamels, über das

fehlerfreie Anlegen eines Sattelgurts und dem sich daran anschließenden Befehl, Heinrich möge sich unverzüglich und mit der gebotenen Sorgfalt dem Aufzäumen des Kamels widmen, auf dem er, Qasim, ritt.

Heinrich hatte begriffen. Sein Gegenüber hatte Angst, einen ähnlichen Unfall zu erleiden wie der Teppichhändler am Vortag, genauso wie er beständig fürchtete zu verdursten, das Opfer von Wüstenräubern zu werden oder sonst eines unnatürlichen Todes zu sterben. Heinrich versprach zu tun, was von ihm erwartet wurde, und wandte sich dem Kamel zu. Qasim hatte auf einem Mehari bestanden - einem jener kräftigen, langbeinigen Tiere, von denen es hieß, sie seien gelehrig wie Hunde, klug wie Falken und so leichtfüßig wie Gazellen. Doch vor allem erwies sich das Kamel an diesem Tag als stur und nicht weniger übelgelaunt als sein Herr. Kaum näherte sich Heinrich mit dem Sattel, als es losbrüllte, mit dem Kopf nach ihm stieß und ihn zu beißen suchte. Mit einem raschen Satz brachte sich Heinrich in Sicherheit. Ein Treiber kam ihm zu Hilfe. Der Mann warf dem Tier ein paar Steinchen ins aufgerissene Maul und schlang mit einer blitzschnellen Bewegung ein Seil darum. Das Kamel antwortete mit einem gurgelnden Geräusch und stand völlig reglos, ohne sich weiter zu wehren. Der Treiber grinste. Heinrich dankte ihm und machte sich an die Arbeit. Er verteilte die Decken um den Höcker, legte den Sattel auf und zerrte die Bauchriemen fest, wobei er sorgfältig darauf achtete, Qasim keinen Anlass für einen neuerlichen Wutausbruch zu liefern. Dann holte er die Gerba, den Wasserschlauch aus dem Fell einer Ziege. Gewissenhaft überprüfte er alle Nähte, so wie man es ihm gezeigt hatte. Keine Schwachstelle durfte ihm entgehen, konnte doch jeder ausgelaufene Tropfen verhängnisvolle Folgen haben. Nachdem er die Prüfung beendet hatte, befestigte er die Gerba sorgfältig hinter dem Sattel, und gleich darauf stand Qasims Kamel zum Abmarsch bereit.

Wind war aufgekommen. Im Osten schob sich die Sonne als eine weiße Scheibe über den Horizont. Der Himmel, eben noch eins mit der Erde, begann sich abzulösen und vermittelte eine Ahnung von der durchsichtigen Klarheit, die sich schon bald wieder einstellen würde. Während die letzten Lastkamele noch durch Stricke miteinander verbunden wurden, drängte der Führer zum Aufbruch. Mit seinem Stab malte er wie an jedem Morgen ein magisches Zeichen auf die Erde. Die Besitzer von Gris-Gris versicherten sich ein weiteres Mal des Schutzes ihrer Amulette, die Anhänger des Propheten murmelten die Basmala, und angetrieben von einem vielstimmigen "E-o-a! E-o-a!" setzte sich die riesige Kamelherde in Bewegung. Nicht

lange, und die Karawane fand ihren Rhythmus. Waren die Tiere erst einmal in Bewegung, würde sie nichts mehr aufhalten bis zur abendlichen Rast, ja selbst die Begegnung mit einer anderen Karawane würde sie nicht zum Stehen bringen. Die Kaufherren saßen bereits auf ihren Kamelen, Männer wie Ibn Said, Qasim und Al-Battani, die es als ihr Recht ansahen, sich auf weichen Sätteln durch die Wüste tragen zu lassen. Alle anderen liefen zu dieser frühen Stunde noch, die Diener ebenso wie die Treiber - teils um die Tiere zu schonen, teils um ein Auge auf das Gepäck zu haben, auf dass die Seile sich nicht lockerten, die Lasten nicht verrutschten und keine Gerba sich durchscheuerte.

Auch Heinrich lief, sorgsam darauf bedacht, sich von den schnellen Tieren nicht abhängen zu lassen. In der ersten Stunde fiel das Laufen am leichtesten, wenn die schräg stehende Sonne die nächtliche Kälte aus den Gliedern trieb und die Erschöpfung des Tages noch fern war. Doch viel zu schnell stieg die Sonne höher, und die Zeit der Hitze begann. Nicht die der großen Hitze, der unerträglichen, von der alle wie von einer furchtbaren Krankheit sprachen. Diese Zeit stand erst noch bevor. Was die Sonne jetzt zeigte, war nicht mehr als ein Vorspiel. War nur ein müdes Lächeln angesichts der verlorenen Schar, die sich durch die schattenlose Einsamkeit quälte. Bald jedoch würde die Sonne zu lachen beginnen, würde jeden auslachen, schallend, ja brüllend, der ihr die Stirn bieten wollte. Weshalb jeder, den ihre Hitze noch nicht um den Verstand gebracht hatte, zu Hause bleiben oder - falls Unaufschiebbares ihn dazu zwänge - bei Nacht reisen würde.

Aber selbst das Lächeln der Sonne geriet zur Qual. Bleierne Hitze stieg von den Steinen auf, der Wind wehte heißer, und mit jedem Schritt wuchs die Anstrengung. Lange bevor die Sonne ihren höchsten Punkt erreicht hatte, stiegen auch die letzten Männer auf die Kamele - keine leichte Angelegenheit, musste das Aufsitzen doch während des Laufens geschehen. Gleich zu Beginn der Reise war ein Diener bei dieser Gelegenheit gestürzt. Glücklicherweise hatte der Mann sich nicht ernsthaft verletzt, ein Umstand, den die Einheimischen dem Wirken der guten Geister zugeschrieben hatten. Der weißen Kel Essuf, die den Menschen halfen, und ohne deren Beistand die Durchquerung der Wüste ebenso gefährlich wäre wie ohne starke Amulette.

Die zunehmende Hitze, der Wind, der den Schweiß bereits in den Poren trocknete, dazu das Glucksen des Wassers in der Gerba ... Immer stärker fühlte Heinrich den Durst. Seine Kehle war ausgetrocknet, die Zunge klebte an seinem

Gaumen. Bereits einige Male hatte er getrunken an diesem Tag, kleine Schlucke nur, aber jedes Mal mit dem Wunsch, mehr zu trinken, am besten den ganzen Schlauch auf einmal. Doch die Vorräte waren geschrumpft und mussten streng eingeteilt werden. Zwar würden sie an diesem Abend den nächsten Brunnen erreichen, aber ob es dort Wasser gäbe, hatte der Führer gesagt, das wisse man erst, wenn man den Eimer hochziehe.

Entschlossen, sich zu beherrschen, setzte Heinrich die Gerba an die Lippen und trank einen Schluck von der stinkenden grünlichen Brühe. Wie jedes Mal verzog er danach das Gesicht. In seiner Heimat kannte man solche Sorgen nicht. Dort gab es Wasser im Überfluss - in den verspielt durch grüne Wiesen dahinplätschernden Bächen; in den Seen, die so klar waren, dass man die Fische darin sehen konnte; in der Havel zu Füßen der Brandenburg, in der er sich an warmen Tagen oftmals so lange erquickt hatte, bis seine Haut ganz schrumpelig geworden war.

In der Havel ... Heinrich schloss die Augen und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Mit der Hitze flirrten die Gedanken. Sie kamen aus der Stille und der Einsamkeit, pulsierten in seinem Hirn und bedrängten sein Herz, darunter jener immer wiederkehrende Gedanke, der die Stille noch stiller und die Einsamkeit noch einsamer machte: der Gedanke an Malina. Viele Wochen waren seit ihrer Trennung bereits vergangen, aber es hatte nicht einen einzigen Tag gegeben, an dem er nicht an sie gedacht hatte, nicht eine Nacht, in der sie ihm nicht in seinen Träumen erschienen war, bald in Ketten auf ihrem Marsch, bald auf dem Sklavenmarkt in Córdoba oder im Haus ihres gemeinsamen Herrn. Vor allem aber sah er sie, wie sie neben ihm lag - in jener Nacht in dem Pavillon, als sie sich süße Worte ins Ohr geflüstert hatten, Worte voller Sehnsucht und Liebe, "Ich werde bei dir sein, auch wenn ich fort bin" und "Ich will nicht mehr ohne dich leben", und dazu hatte sie sich ihm hingeeben, ihr leidenschaftlicher Mund, ihr sinnlicher Körper, der mit dem seinen verschmolzen war, während draußen in den Mandelbäumen der Wind gerauscht hatte und der Mond ...

Ein Schlag gegen seine Schulter brachte Heinrich jäh in die Wirklichkeit zurück. Neben ihm auf einem Reitkamel saß einer, den er noch nie gesehen hatte, und als er den Vorwurf in dessen Gesicht bemerkte, wusste er, dass er eingeschlafen war. Eingeschlafen auf einem schwankenden Kamel, ein gutes Stück über dem Erdboden, ohne Halt! Zutiefst erschreckt wollte er dem anderen danken, dass er ihn aufgeweckt hatte, aber der war bereits verschwunden. Heinrich drehte den Kopf in alle Richtungen, doch der Unbekannte schien sich aufgelöst zu haben - im Wind, in der

Hitze und in dem grellweißen Sonnenlicht, das kräftiger als zuvor vom wolkenlosen Himmel herabflutete, gegen die Flanken der Berge brandete und von diesen zurückgeworfen wurde, bis es sich in den Schemen eines neuen Horizontes verlor: in dem Sand, den der Führer für diesen Tag angekündigt hatte.

Die alles Leben verachtende Steinwüste verlor an Schrecken, je mehr angewehter Sand ihr die Konturen nahm. Dafür trat neuer Schrecken an ihre Stelle - eine Wand aus hoch aufragenden Dünen, so breit und so abweisend, dass Heinrich bei diesem Anblick ganz bange wurde. Und der Karawanenführer hielt geradewegs auf sie zu. "Er ist einer der besten", rief sich Heinrich die Worte Ibn Saids in Erinnerung, und tatsächlich hatte der Mann seinem Ruf bisher alle Ehre gemacht. Nur die Sonne, der Wind und der Sand, ein paar Hügel und gelegentlich ein Wadi dienten ihm zur Orientierung, und dennoch schien er niemals zu zweifeln, dass der von ihm eingeschlagene Weg der richtige war. Fehlten Landmarken, war die Sonne verdeckt oder nahm der Harmattan ihm die Sicht, fand er trotzdem den Weg. Wie er das schaffte, blieb sein Geheimnis. Aber weil er es konnte, entlohnten die Händler ihn reichlich, hing doch von seinen Fähigkeiten das Schicksal der gesamten Karawane ab.

Du darfst nicht so oft trinken! Du musst dir dein Wasser einteilen! Womöglich ist der nächste Brunnen zugeweht oder von Wüstenräubern vergiftet ... Abermals langte Heinrich nach der Gerba und nahm einen Schluck, ärgerte sich aber noch im selben Moment über seine Schwäche. Vielleicht würde der nächste Brunnen ja tatsächlich vergiftet oder vom Sand zugeweht sein! Von jenem Sand, der sich rasch vermehrte, je näher sie kamen. Hoch aufragende Dünen, kühn geschwungen und steil, deren Anblick Bewunderung hervorrief, vor allem aber Angst. Irgendwann entdeckte Heinrich eine Lücke in der Wand, Dünen von geringerer Höhe, die eine Gasse durch den Sand freizugeben schienen. Oder die sie in eine Falle führten. In eine große Reuse gewissermaßen, die sie herein-, aber nicht wieder hinauslassen würde.

Es war keine Falle. Die Dünen blieben an ihrem Platz, auch wenn der Wind beständig ihre Kämme und Flanken attackierte. Als es nach einer Weile steil aufwärtsging, saßen die Reiter ab, um ihre Tiere zu entlasten. Auch Heinrich quälte sich durch den rutschenden Sand. Als er die höchste Stelle erreicht hatte, erblickte er inmitten des Sandmeers eine tiefer gelegene Stelle, an der mehrere Felsen aufragten. In ihrem Schutz befand sich eine Gruppe Akazien, die an diesem unwirtlichen Ort seltsam fremd wirkte und den Eindruck erweckte, ein übermütiger Geist habe sie hierher verpflanzt.

Der Abstieg gestaltete sich einfach. Während die Sonne sank und Schatten über die Dünen krochen, hielt die Karawane geradewegs auf die Akazien zu. Als Heinrich nur noch ein kurzes Stück von ihnen entfernt war, entdeckte er den Brunnen - ein schwarzes Loch, von ebenerdigen Hölzern eingefasst und ohne eine Vorrichtung, das Wasser nach oben zu ziehen. Lediglich ein Seil und ein Ledereimer lagen daneben. Einfach, aber dennoch ein Brunnen.

Und wie sich herausstellte, führte er Wasser.

Der Führer zeigte sich erleichtert. Alle priesen Allah oder dankten den weißen Kel Essuf. Da nur diese eine Wasserstelle vorhanden war, galt es, das kostbare Nass klug einzuteilen. Zuerst, so bestimmte der Führer, sollten die Gerbas aufgefüllt werden, danach konnte das Tränken der Kamele beginnen, soweit die Zeit dafür ausreichte und vor allem genügend Wasser vorhanden war. Ein Vorgang, der sich die ganze Nacht über hinziehen würde und den Männern nach den Anstrengungen des Tages einiges abverlangen würde, selbst wenn sie sich abwechselten. Aber auch für diejenigen, die mit dem Tränken nichts zu tun hatten, gab es noch längst keine Ruhe. Während die einen die Kamele von den Lasten befreiten und fütterten, begannen andere mit den Vorbereitungen für das Kochen. Ein paar Kaufleute beteiligten sich an der Einrichtung des Nachtlagers, andere zogen es vor, die Zeit bis zum Anbruch der Dunkelheit mit Müßiggang zu verbringen. Bald ertönte das rhythmische Stampfen der Hirsemörser, und Feuer flackerten auf. Heinrich, der einen für den Brunnendienst eingeteilten Treiber beim Kochen ersetzte, warf Kamelmist und ausgediente Stricke in die Flammen, füllte Wasser in einen rußgeschwärzten Topf und setzte ihn auf Steinen über das Feuer. Als Blasen aufstiegen, fügte er Mehl und Salz hinzu, und bald hing der Geruch von Hirsebrei in der Luft - die tägliche Speise neben dem getrockneten Kamelfleisch, dem bröckeligen Käse und den klebrigen, in den Satteltaschen zu einer dunkelbraunen Masse verklumpten Datteln, dem Brot der Wüste, wie ihre Bewohner es nannten.

Noch bevor alle gegessen hatten, versickerten die Schatten zwischen den Steinen, und Dunkelheit breitete sich aus. Da der Mond noch nicht aufgegangen war, traten die Sterne umso klarer hervor. Ein kühler Wind ließ die Männer näher an die Feuer heranrücken. Auch wenn allen die Müdigkeit in den Knochen steckte, so dachte noch niemand ans Schlafen. Der Abend war die Zeit, in der man den vergangenen Tag noch einmal vorüberziehen ließ und den nächsten besprach, aber er war auch die Zeit für Geschichten. Jeder der Wüstensöhne wusste Dutzende zu erzählen - von

spurlos im Sand versunkenen Karawanen; von Kamelen, die im letzten Moment eine Wasserstelle aufgespürt und ihren Herrn damit vor dem Verdursten gerettet hatten; von den liebreizenden Frauen in den Oasen, vor allem von solchen, die den Besitzer einer riesigen Kamelherde verschmäht und ihr Herz stattdessen einem seiner ärmsten Diener geschenkt hatten.

Die Geschichte, die einer der Treiber an Heinrichs Feuer erzählte, betraf indes weder die versunkenen Karawanen noch die liebreizenden Frauen, sondern das männliche Glied des Kamels - viel zu klein im Vergleich mit der Ausstattung anderer Tiere, deren Ausmaße der Treiber den Zuhörern gestenreich zu verdeutlichen suchte, und das unbeschadet der Tatsache, dass diese jedermann ebenso bekannt waren wie seine Geschichte. Doch focht das niemanden an, und so begann er zu erzählen: wie die Tiere auf Noahs Arche gekommen waren; wie Noah von allen männlichen Tieren verlangt hatte, für die Dauer der Sintflut ihr Geschlecht abzugeben, da es auf der Arche an Platz für Nachwuchs mangelte; und wie in dem großen Gedränge am Schluss, als die Flut vorüber war und alle aufs Land zurückströmten, das Kamel versehentlich in Empfang nahm, was eigentlich dem Esel gehörte. Mit der Folge, dass dieser nunmehr viel zu üppig bestückt war, während das Kamel sich zu einer Zielscheibe des Spotts entwickelte.

Die Zuhörer grinsten, einer lachte, als hörte er die Geschichte zum ersten Mal. Vom Brunnen kamen zwei Männer herbei und ließen sich am Feuer nieder, zwei andere wechselten hinüber. Heinrich nutzte die Unterbrechung und stand auf, um sich abseits des Lagers zu erleichtern. Die Feuer im Rücken, hielt er auf die Felsen zu. Deutlich zeichneten sich ihre Umrisse gegen den Nachthimmel ab, der jetzt von Tausenden und Abertausenden hell funkelnder Sterne übersät war - weidenden Kamelen, die am Himmel ihren Frieden gefunden hatten, wie die Wüstenbewohner sagten. Heinrich fand seinen Weg zwischen den Felsen hindurch, als er plötzlich zu seiner Linken zahlreiche Lichtflecken schimmern sah, die vom Lager aus nicht zu erkennen gewesen waren.

"Ich selbst habe die Überreste mit anderen hierher geschleppt, Allah ist mein Zeuge", vernahm er eine Stimme. Sie gehörte Ibn Said. "Wir waren auf derselben Strecke unterwegs wie heute, mit demselben Führer, und auch damals haben wir an diesem Brunnen gerastet. Nie werde ich den Anblick vergessen, der sich uns bot. Überall lagen Tote, oder richtiger: das, was von ihnen übriggeblieben war." Ibn Said trat aus dem Schatten eines Felsens. "Es war offenkundig, dass es sich um Neger-

sklaven handelte. Die meisten von ihnen trugen noch ihre Fesseln. Allah, der alles Lenkende, hatte es so eingerichtet, dass der Brunnen bei ihrer Ankunft kein Wasser führte."

Kein Wasser ... Heinrich machte ein paar Schritte auf die übereinander geworfenen Toten zu, von denen die Zeit nur noch Knochen und Schädel übrig gelassen hatte. Hunderte mussten es sein. Menschen, die man irgendwo gefangen und erbarmungslos durch die Wüste gepeitscht hatte, bis sie an diesem Ort qualvoll zugrunde gegangen waren. Verdurstet - während ihre Peiniger sich zweifellos mit den letzten Wasservorräten abgesetzt hatten.

"In zehn Tagen werden wir Toghaza erreichen", sagte Ibn Said. "Dort gibt es mehrere Brunnen."

"Toghaza", wiederholte Heinrich abwesend. Sein Blick hing an einem der Schädel, als hoffte er, das Schicksal des Unglücklichen aus ihm herauslesen zu können. Er riss sich los. "Ich habe gehört, dieser Ort sei das Ende der Welt."

Vom Brunnen drang das Brüllen eines Kamels herüber und mischte sich in die Stimmen der Männer an den Feuern. Eine Weile schwieg Ibn Said. "Nein", sagte er dann, "Toghaza ist nicht das Ende der Welt. Toghaza ist der Anfang der Hölle."

Sieben Monate zuvor, in der grausamen Gluthitze eines unerbittlichen Wüstensommers, kauerte ein Mann in einer Hütte in Toghaza und starrte auf eine Wand aus Salz - schmutzgraue Platten von unterschiedlicher Größe, grob übereinandergeschichtet, nicht anders als die übrigen Wände des winzigen Raums. Sand füllte die Ritzen zwischen den Platten. Wo er fehlte, strich brütend heiße Luft herein ebenso wie durch die Löcher in den verschlissenen Kamelhäuten, die sich als Dach über den Salzmauern spannten. Das Gesicht des Mannes war von Fliegen bedeckt, doch er nahm sie nicht wahr. Auch die Hitze nahm er nicht wahr und auch nicht das allgegenwärtige Salz, das in seinen Augen brannte, seine zerlumpten Kleider überkrustete und sich in sämtliche Wunden und Risse seines ausgemergelten Körpers gefressen hatte. Für viele Menschen war das Salz die Seele der Wüste. Sie verlangten danach, weil es ohne diese Seele kein Leben gab. Für ihn war es ein Fluch. War es menschenverachtendes, feindseliges, todbringendes Salz.

Reglos verharrte er, schlief nicht, wie die beiden anderen in seiner Hütte, sondern starrte ohne Unterlass auf die Wand. Baobab war sein Name - nicht sein richtiger, an den erinnerte er sich nicht mehr, den hatte ihm die sengende Glut längst aus

dem Schädel gebrannt. Aber alle, die mit ihm sprachen, nannten ihn so. Baobab, wie der Baum in dem Land, aus dem er stammte. Jener riesige Baum mit einer Krone wie Wurzelgeflecht, in dessen Schatten sich die Dorfbewohner versammelten, unter denen man die fahrenden Sänger begrub, deren Geschichten er so gern gelauscht hatte, und in dessen Zweigen sich die Pelikane niederließen, wenn sie vom Fliegen ermüdet waren. Warum sie ihm diesen Namen gegeben hatten, wusste er nicht. Vielleicht hatten sie es ihm gesagt, und er hatte es vergessen. Aber es war auch nicht wichtig, sie sprachen ohnehin nur selten mit ihm. Obwohl er einer von ihnen war, mit dem gleichen Schicksal und der gleichen Haut, die genau so schwarz war wie ihre. Vielleicht mochten sie ihn nicht. Oder sie fürchteten sich vor ihm, sahen in ihm einen Besessenen oder gar einen Zauberer. Aber er war weder besessen noch war er ein Zauberer, auch wenn er mehr sah als sie. Wenn er Bilder sah, die aus dem Salz hervortraten, aus den Platten der Wand. Bilder, die ihn verwirrten und quälten und die ihm den Mund verschlossen vor Angst.

Einer der beiden Männer, mit denen er die Hütte teilte, tauchte kurz aus dem Schlaf auf, trank von dem brackigen Wasser, das er in Reichweite gestellt hatte, und schlief wieder ein. Draußen trommelte die Hitze gegen das Salz. Baobab starrte noch immer auf die Wand, und die Wand starrte auf ihn. Augen blickten ihn an, bedrohlich wie der Blick einer Schlange. Aber es war keine Schlange, es war der Blick seines Herrn. Eines Targi mit einem Litham vor dem Gesicht, einem jener Schleier, wie die Männer seines Volkes ihn trugen, der nur die Augen frei ließ. Die Augen, die ihn fixierten und in ihren Bann schlugen, um ihm zu schaden. Um ihn krank zu machen, ihn verunglücken zu lassen oder um ihm - das Schlimmste von allem - die Seele zu rauben. Denn was war ein Mensch ohne Seele! Konu war ein Beispiel dafür, der Häuptlingssohn des Dorfes, in dem er einstmals gelebt hatte. Obwohl einer der Kräftigsten, war Konu auf seinem Kürbisfeld eines Tages plötzlich umgefallen. Wie tot hatte er dagelegen, und niemand hatte es geschafft, ihn wieder auf die Beine zu stellen. Also hatte man ihn in seine Hütte geschleppt und ihm Heiltränke eingeflößt, doch nichts half, und er siechte dahin. Schließlich schickte man nach dem Zauberer Fakoli im Dorf am Giraffenfluss. Der besprach sich mit den Ahnen, und mit ihrer Hilfe fand er die Ursache von Konus Krankheit heraus: Ein altes Weib hatte ihm die Seele geraubt, eine Hexe. Schon vorher hatten manche geargwöhnt, die Alte habe den bösen Blick, doch nun, da Fakoli sie entlarvt hatte, bestand kein Zweifel mehr. Man versuchte, die Hexe zu zwingen, Konu die Seele zurückzugeben, aber sie weigerte sich.

Also tötete man sie. Anschließend stellte Fakoli Fallen auf, um die Seele wieder einzufangen, doch ehe er Erfolg hatte, war der Häuptlingssohn tot. Dahingerafft von dem bösen Blick ... Und nun gab es da auf einmal diese Augen, die ihn, Baobab, anstarrten und ihm entsetzliche Angst einflößten. Angst um die Unversehrtheit seiner Seele.

Als die Sonne tiefer sank, wurden sie geholt. Einer der beiden Schläfer schluchzte vor Erschöpfung, ein schmalbrüstiger Jüngling, der noch nicht lange in den Minen war, der die längste Zeit aber unverkennbar bereits hinter sich hatte. Schon bald würde er durch einen anderen ersetzt werden, so wie er selbst einen ersetzt hatte und dieser einen anderen zuvor - eine endlose Reihe, die kein Ende finden würde, solange es auch nur einen einzigen Brocken Salz in Teghaza gab und eine schwarze Haut, um ihn abzubauen.

Baobab langte nach seiner Spitzhacke und ging an den anderen vorbei zur Tür. Nachdem er noch einmal tief durchgeatmet hatte, trat er hinaus in die schattenlose Glut. Wie auf einen Feind stürzte sich die Sonne auf ihn, durchbohrte seinen Körper mit feurigen Lanzen und blendete ihn mit gleißendem Licht. Hinzu kam der Wind, jener heiße, unablässig über die Ebene hinwegfegende Wind, der an seinen Lumpen zerrte und sein salzverkrustetes Fleisch mit brennendem Sand peitschte. Erst allmählich kehrte die Sicht zurück. Hütten schälten sich aus dem Licht, der Abraum der Salzminen wuchs empor, schließlich erkannte er die anderen Sklaven, die man ebenso zur Arbeit gerufen hatte wie ihn.

Und er entdeckte seinen Herrn.

Wie ein Blitz durchfuhr es Baobab bei dessen Anblick. Nur wenige Schritte entfernt stand er da, stolz aufgerichtet in Ehrfurcht gebietender Größe. Männern wie ihm schienen weder Hitze noch Wind, weder der Durst, noch die Einsamkeit etwas anhaben zu können - sie waren Kinder dieses Landes, das alle anderen mit dem Tod bedrohte. Wie aus Stein gehauen sah er aus, die Arme vor dem schwarzen Gewand verschränkt, die Augen scheinbar ausdruckslos, in Wirklichkeit aber darauf abzielend, ihm, Baobab, zu schaden. Einen Zauber gegen ihn zu kehren. Ihm die Seele zu rauben.

Baobabs Hand fuhr zu dem Amulett, das er an einer Schnur um den Hals trug, und er presste es, bis die Finger ihn schmerzten. Dann folgte er den anderen zur Mine. Unter seinen nackten Füßen brannte der Sand. Der Targi begleitete sie in einigem Abstand. Nur selten rief er ihnen einen Befehl zu, gerade so, als würden die

Worte, die er an sie richtete, ihn besudeln. Was er von ihnen verlangte, erfuhren sie durch Gesten, denen er gelegentlich mit einem Griff an seine Nilpferdpeitsche Nachdruck verlieh. Nur selten benutzte er sie. Tat er es doch, so riss sie schmerzhaft Wunden, die auch ohne das Salz schlecht verheilt wären, das er mitunter noch in sie hinein rieb.

Der Weg zu ihrer Mine führte an anderen Minen vorbei, großen viereckigen Gruben, die die Sklaven in den Wüstenboden geschaufelt hatten. Die meisten dieser Gruben waren längst ausgebeutet, einige unter dem angewehten Sand kaum mehr zu erkennen. Andere wurden gerade erst aufgeschlossen und zeigten noch die Deckschicht, unter der das Salz sich verbarg - das schlechteste, mit Sand durchmischte, zuoberst; darunter das Salz, das die Bauern ihrem Vieh gaben; ganz unten das beste und zugleich das begehrteste, das von allen den höchsten Gewinn abwarf. In Baobabs Mine war der Großteil der Arbeit bereits getan. Schmutziggelbe Abrauhügel türmten sich an den Rändern, daneben lagerte das geförderte Salz.

Einer nach dem anderen stiegen die Sklaven über eine Erdtreppe in die Grube hinab, deren unterste Schicht schon weitgehend abgebaut war. Aber auch der Rest dieser Schicht wies bereits Spuren von Arbeit auf - Arbeit, die sie am frühen Morgen begonnen hatten und die während der größten Hitze unterbrochen worden war, als tausend Peitschen nicht ausgereicht hätten, die Sklaven zur Arbeit zu zwingen. Nun, da die Sonne schräg stand und die Hitze nicht mehr ganz so quälend war, konnte sie von neuem beginnen. Schon bohrten sich wieder die eisernen Hacken in das steinharte Salz, schwere Platten wurden heraus gebrochen und geglättet und die fertigen Salztafeln nach oben geschleppt, wo sie aufgereiht neben der Grube auf Käufer warteten.

Baobab schaute sich nach seinem Herrn um, doch er konnte ihn nirgends entdecken. Doch er war da. Sein Herr war immer da. Er war allgegenwärtig. Allmächtig. Und gefährlich ... Verwirrt wandte Baobab sich der Treppe zu und tastete sich, geblendet von dem gleißenden Salz, über die Stufen hinunter bis auf den Boden der Grube. Hier, wo der Wind keine Kraft mehr besaß, kochte das Blut in den Adern, und jeder Atemzug füllte die Lunge mit so heißer Luft, dass man fürchten musste zu verbrennen. Aber auch wenn dieser Ort schon schrecklich genug und für Menschen kaum zu ertragen war, so gab es noch unerträglichere Orte. Ausgehend vom Grund der Grube führten Stollen in mehrere Richtungen, die durch das Herausschlagen zahlloser Platten entstanden waren. Hoch waren diese Stollen nicht, gerade so hoch,

dass ein Mann im Sitzen darin Salz schlagen konnte. Dafür waren sie oftmals so lang, dass der Grabende eine mit Baumöl gefüllte Lampe mitnehmen musste, um die Finsternis zu durchdringen. Stickig und stinkend hing die Luft in diesen Stollen, zudem drang immer mal wieder von unten Wasser herein, das sich mit dem Salz zu einem klebrigen Schlamm vermischte. Am schlimmsten aber war die Angst, die alle dort Arbeitenden fühlten: Gänzlich ungesichert, waren die Stollen ständig vom Einsturz bedroht, und oft genug wurden Salzsklaven von herabstürzendem Gestein verschüttet.

Das Herz voller Verzweiflung, hob Baobab den Kopf zum Himmel. Dort, wo er herkam, war der Himmel ein Freund. Hier war er ein Feind. Baobab packte seine Hacke fester und wollte eben in das schwarz gähnende Loch kriechen, als sich ein Schatten über den Grubenrand schob und auf sein Gesicht fiel. Erschrocken wich er zurück. Oben stand sein Herr, ein Schemen nur gegen das Licht, und obwohl er keine Einzelheiten erkennen konnte, wusste Baobab, dass der Targi ihn in den Blick genommen hatte. Dass sie ihn anstarrten - die Augen seines Herrn.

Als mit dem Ende des Sommers die Zeit der größten Hitze vorüber war, kamen die Karawanen. Die erste war nicht mehr als ein armseliger Haufen, ein paar Dutzend Kamele, einige davon in Toghaza zum Schlachten bestimmt. Auf die übrigen lud man das Salz, und kaum war das Geschäft abgewickelt, zog die kleine Karawane wieder ab. Später trafen größere ein mit Hunderten von Tieren, ja einige sogar mit Tausenden, und schleppten das Salz fort, und je stärker die Vorräte schrumpften, um so mehr trieben die Herren der Minen ihre Sklaven zur Arbeit an. Wer den Anstrengungen erlag, wurde rasch ersetzt, denn dies war auch die Zeit der Sklavenkarawanen. Von Süden her kommend, zogen sie auf ihren endlosen Märschen durch Toghaza, und so manch ein Gefangener, der eigentlich im Norden einen Käufer hätte finden sollen, blieb bei den Minen zurück. Die Bewohner in Baobabs Hütte wechselten mehrmals noch bevor der Winter angebrochen war, doch er zeigte sich gleichgültig gegenüber diesen Veränderungen. Für ihn gab es nach wie vor nur eins, was ihn bewegte - die Angst vor dem Verlust seiner Seele.

Als die Tage wieder wärmer wurden und die Karawanenzeit sich dem Ende zuneigte, geschah das Unglück. Vielleicht hatte ein böser Geist ihn gestoßen, vielleicht hatte er ihm die Salzplatte mit Öl eingerieben - auf jeden Fall rutschte sie ihm aus der Hand, während er sie nach oben schleppte. Unter ihm standen mehrere Plat-

ten aufgereiht, und als seine hinabstürzte, zerschlug sie beinahe die Hälfte davon, und Bruchstücke von allerbestem Salz verteilten sich in der Grube. Salz, das mit einem Schlag wertlos geworden war, denn kein Händler würde solche Bruchstücke kaufen. Baobab war unfähig, sich zu bewegen. Die Blicke der anderen Sklaven wechselten von ihm und den zerbrochenen Platten zu dem Targi, der oben zwischen dem Abraum stand und nach unten sah. Schon warteten alle auf den Griff zur Peitsche, doch nichts geschah. Reglos verharrte ihr Herr an seinem Platz, und so nahmen die Sklaven ihre Arbeit denn wieder auf. Schließlich löste sich auch Baobab aus seiner Erstarrung und kehrte in die Grube zurück.

Die Strafe kam, als der Arbeitstag zu Ende war. Erschöpft wie jedes Mal, stiegen die Sklaven über die Erdtreppe nach oben, um sich auf den Rückweg zu ihren Hütten zu machen, aber als Baobab erschien, vertrat der Targi ihm den Weg. Nicht mehr als eine Armlänge voneinander entfernt, standen sich beide gegenüber. Mit einer Geste deutete der Targi nach unten auf einen Salzblock, dessen Abbau gerade erst begonnen hatte - genug, um einen leidlich ausgeruhten Mann einen ganzen Tag zu beschäftigen. Ein Zittern erfasste Baobab, teils wegen der Schinderei, die auf ihn wartete, vor allem aber wegen der Augen, denen er noch niemals so nahe gewesen war. Eine eiserne Klammer würgte seinen Hals, als er über die Treppe hinab ging. Er schloss seine Hand um die Hacke, und während die Minen ringsum sich leerten und die Sklaven einer nach dem anderen in ihren Hütten verschwanden, begann er zu arbeiten.

Oben stand der Targi in völliger Bewegungslosigkeit. Baobab trieb die Hacke in das Salz und mühte sich mit aller Kraft, doch schon bald wurden seine Schläge schwächer und die Pausen zwischen den Schlägen immer länger. Plötzlich kam Leben in den Targi. Zuerst drehte er nur leicht den Kopf, als habe er in seinem Rücken ein Geräusch vernommen. Dann wandte er sich um, ohne die Mine weiter zu beachten. Siedend heiß durchzuckte es Baobab. Allein mit seinem Herrn! Und keine Augen, die ihn anstarrten! Was dann geschah, ging rasend schnell. Getrieben von seiner entsetzlichen Angst, flog Baobab die Stufen empor, stürzte sich auf den Targi und hieb ihm - noch bevor dieser sich zur Wehr setzen konnte - mit einem tödlichen Schlag die Hacke in den Rücken. Mit einem dumpfen Geräusch bohrte sich das Eisen in den Körper, und Blut färbte das schwarze Gewand.

Baobabs Atem ging keuchend. Zu seinen Füßen lag der Tote, das Gesicht nach unten gerichtet. Erleichterung machte sich in Baobab breit. Nie wieder die Au-

gen! Nie wieder die Angst! ... Nie wieder die Angst?! Erst jetzt wurde ihm bewusst, was er getan hatte, und er erschrak. Sie würden den Toten finden, und natürlich würden sie erfahren, wer es getan hatte. Und dann würden sie zu ihm kommen, um ihn zu bestrafen. Doch das wollte er nicht, denn ihre Strafen waren grausam. Also musste er fliehen. Musste davonlaufen, auch wenn er nicht wusste, wohin.

Nur dass er fliehen musste, das wusste er ganz bestimmt.

In diesem Moment entdeckte Baobab den Dolch. Der Getötete trug ihn nach Art der Tuareg in einer Lederscheide an der Innenseite seines Arms, und da sein Gewand sich durch den Fall verschoben hatte, schaute der Dolch unter dem Stoff hervor. Baobab streckte die Hand danach aus, doch plötzlich zögerte er - die Waffe des Mannes, der ihm die Seele rauben wollte! Vielleicht waren seine bösen Zauberkräfte ja auf den Dolch übergegangen! Andererseits konnte er die Waffe gut gebrauchen, wenn sie ihn verfolgten. Aber der Zauber ... In Baobabs Kopf überschlugen sich die Gedanken. Schließlich kniete er nieder. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er den Dolch aus der Scheide zog - ein meisterhaft gefertigtes Stück mit beidseitig scharf geschliffener Klinge und einem mit Schlangenleder verkleideten Griff, den zwei blutrote Karneole zierten.

Mit der einen Hand umklammerte Baobab sein Amulett, mit der anderen verstaute er den Dolch in seinen Lumpen. Lauf los, drängte eine Stimme in ihm, lauf endlich los, sonst werden sie dich fangen! Er hob den Kopf - und sah noch im selben Moment, was den Targi abgelenkt hatte: eine Wand aus Staub, hoch wie der Himmel, die sich mit urtümlicher Gewalt auf ihn zuwälzte. Panik erfasste ihn. Er wollte Schutz suchen in der Grube, aus der er eben erst entkommen war, doch schon war die Wand heran. Gleich einem Raubtier fiel sie über ihn her, hüllte ihn in Finsternis und schleuderte ihn zu Boden, während sie ihm gleichzeitig den Atem raubte, so dass er nach Luft schnappte wie ein aufs Trockene geworfener Fisch. Und dazu tobte der Sturm, und der Staub peitschte seine Haut.

Eine Ewigkeit verging, bis die Wand über ihn hinweggezogen war und sich mit rasender Geschwindigkeit entfernte. Staubstürme bedeuteten eine tödliche Gefahr, und nur sein Amulett hatte bewirkt, dass er nicht erstickt war. Schwer atmend stand er auf. Drei Schritte neben ihm lag der Getötete unter einer Schicht Sand, nur der Stiel der Hacke ragte noch daraus hervor. Baobab begann zu rennen. Graues Licht hüllte ihn ein, in der Ferne schob sich kaum erkennbar die schmale Mondsichel über den Horizont.

Ohne noch einmal zurückzuschauen, hastete er zwischen den Minen hindurch über die Ebene. Als er sich weit genug entfernt wähnte, verringerte er seine Geschwindigkeit, lief aber weiter. Er tat es auch noch, als die Mondsichel hoch am Himmel stand, und als sie wieder tiefer sank, lief er noch immer. Lange bevor die Sonne aufging, zog abermals ein Sturm auf, weit schwächer zwar als der erste, aber ausreichend, um seine Spuren zu verwischen. Erst als er vollständig erschöpft war, hielt er an, ließ sich hinter einen kleinen Sandhügel fallen, und noch im selben Moment schlief er ein.

Dahingestreckt in seinem Elend, lag Baobab da, und weder der Skorpion vermochte ihn aufzuwecken, der über seine Beine lief, noch der Sturm, der gegen Morgen an Stärke gewann. Träume suchten ihn heim. Er begegnete seiner Mutter. Sie erschien ihm in ihrem schönsten Gewand, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in Richtung Sonnenaufgang über die Ebene. Obwohl sie nur langsam gingen, kamen sie zügig voran. Am sechsten Tag ihrer Wanderung erreichten sie einen Berg. Drohend ragte dieser vor ihnen auf, und schon dachte er ans Umkehren, doch seine Mutter lächelte nur, und wie durch Zauberei ging sie mit ihm durch den Fels. Am siebten Tag erblickten sie ein Dorf, das an einem Fluss mit wunderbar klarem Wasser lag. Die Ufer waren von üppig grünenden Bäumen gesäumt, in den Kronen tummelten sich Affen, und bunt schillernde Vögel flatterten zwischen den Zweigen. Wie in seiner Heimat waren die Hütten des Dorfes aus Lehm erbaut und mit Stroh gedeckt, es gab Hühner und Ziegen, und auf den Feldern gediehen Hirse, Okra und Zwiebeln. Begleitet von allen Bewohnern des Dorfes trat ihm der Häuptling entgegen, schwarz wie er selbst, und entbot ihm seinen Gruß. Auch die anderen begrüßten ihn, und nachdem sie noch ein paar freundliche Worte gewechselt hatten, verkündete der Häuptling ihm das Gesetz. Wer immer als Fremder in das Dorf komme, erklärte er, der dürfe bleiben, so lange er wolle. Noch nie habe man jemanden fortgeschickt, vielmehr erhalte jeder Neuankömmling eine Hütte, Vieh und ein Feld, und obendrein gewähre man ihm den bestmöglichen Schutz, denn nur wenige Menschen außer den Bewohnern wüssten das Dorf hinter dem Berg zu finden. Da fühlte sich Baobab sehr erleichtert, und er dankte seiner Mutter, dass sie ihm den Weg gewiesen hatte.

Als er am Morgen erwachte, wusste Baobab, dass er gerettet war. Er schob sich um den Hügel herum und spähte in die Richtung, in die er mit seiner Mutter gegangen war. Sieben Tage nur, dachte er - weniger, als ich Finger an meinen Händen habe, und danach geht es mir gut, und ich bin für immer in Sicherheit. Er lächelte.

Doch bereits im nächsten Moment verdüsterte sich sein Gesicht. Erst einmal musste er seinen Verfolgern entkommen, denn wenn sie ihn fassten, war er verloren. Zwar waren seine alten Spuren vom Sturm verweht, aber er würde neue hinterlassen, und die Tuareg wussten Spuren zu lesen. Gleich darauf verfinsterte sich sein Gesicht noch weiter, als er an das Wasser dachte, das er brauchte. Sieben Tage bedeuteten eine lange Strecke. Schon jetzt war er völlig ausgedörrt, und ohne Wasser konnte er diesen Weg unmöglich schaffen. Die Brunnen von Toghaza waren ihm verwehrt, die würden seine Verfolger im Auge behalten. Und der Versuch, den Wasservorrat aus seiner Hütte zu holen, würde den sicheren Tod für ihn bedeuten, ganz abgesehen davon, dass die Hütte inzwischen ohnehin zu weit entfernt war. Er stöhnte. Warum nur hatte seine Mutter ihm nicht gesagt, was er tun sollte? Schließlich konnte sie nicht wollen, dass er verdurstete - jetzt, wo die Rettung so nahe war. Eine tiefe Niedergeschlagenheit erfasste Baobab. Er ließ sich fallen, und als die aufgehende Sonne die Wüste erneut in den Griff nahm, kroch er in den Schatten des Hügels. In seinem Kopf kreisten die Gedanken, er suchte nach einem Ausweg aus seiner verzweifelten Lage, während die Zeit verrann und der Schatten immer weiter zusammenschmolz. Als er verschwunden war, erhob Baobab sich.

Noch in demselben Augenblick entdeckte er die Karawane. Ein heftiger Schrecken durchzuckte ihn, und er warf sich zurück hinter den Hügel. Wäre das Heulen des Windes nicht gewesen, hätte er sie längst bemerkt. Nun musste er hoffen, dass niemand ihn gesehen hatte. Er wartete eine Weile, bevor er sich mit dem Kopf hervorwagte. Die Karawane marschierte in Rufweite an ihm vorbei, eine endlose Reihe schwer beladener Tiere, dazu zahlreiche Männer. Ohne Zweifel hielten sie auf die Brunnen von Toghaza zu, in deren Nähe die Reisenden für gewöhnlich zu lagern pflegten. Als nichts darauf hindeutete, dass jemand ihn gesehen hatte, verflüchtigte sich Baobabs Angst. Und als kurz darauf sein Blick auf die Gerbas der Männer fiel, da durchzuckte es ihn auf einmal wie ein Blitz, und er wusste, was er zu tun hatte.

Müde saß Heinrich im Sattel, erschöpft von den endlosen Märschen, verbrannt von der Sonne und durstig wie an jedem Tag, seit sie Sidjilmasa vor einem Monat verlassen hatten. Drei Tage würden sie rasten an diesem Ort, den Ibn Said den Anfang der Hölle genannt hatte. Die Kaufleute würden ihren Geschäften nachgehen, sich mit Wasser versorgen und danach weiterziehen. Einen weiteren Monat

lang, wie er erfahren hatte. Aber einen weit heißeren als den, den sie hinter sich hatten.

Bei einem Brunnen machten sie Halt. Da die Karawanen immer wieder an denselben Plätzen lagerten und auch dieser bereits unzählige Male genutzt worden war, hatte sich dort jede Menge Abfall angesammelt, der Scharen von Ameisen und Käfern anlockte, vor allem aber jene Fliegenschwärme, für die Teghaza berüchtigt war. Die Einrichtung des Lagers verlief wie gewohnt, und während die Treiber mit dem Tränken der Kamele begannen, suchten die Kaufleute die Herren der Minen auf. Auch Ibn Said verschwand mit Mustern seiner Waren in der aus Salzplatten bestehenden, mit Zinnen und Türmen versehenen Festung, die die Herren sich zum Schutz vor ihren Sklaven von diesen hatten erbauen lassen.

Als die Nacht anbrach, kehrte Ruhe im Lager ein. Vereinzelt zogen Wolken auf und schoben sich vor die Mondsichel, die inmitten des funkelnden Sternenhimmels hoch über der Wüste stand. Ausgestreckt neben den verglühenden Feuern, zwischen Lasten und Kamelen, lagen die Männer der Karawane. Ebenso wie Ibn Said und dessen übrige Begleiter hatte Heinrich einen Schlafplatz am Rand des Lagers gefunden. Unruhig wälzte er sich herum. Bald nach Mitternacht erwachte er aus einem Alptraum, und obwohl es kalt war, stand Schweiß auf seiner Stirn. Eine Weile rührte er sich nicht, bis die Spukbilder sich verflüchtigt hatten, dann drehte er sich auf die Seite und schlug die Augen auf. Wenige Schritte entfernt hatte Qasim seine Matte ausgebreitet. Anstatt zu schlafen, starrte er leicht aufgerichtet in die Nacht.

Qasim liegt oft wach, dachte Heinrich und fragte sich, welche Gedanken dem Sohn seines Herrn den Schlaf raubten. In diesem Moment erhob sich Ibn Said von seinem Lager. Er reckte sich nach Art älterer Männer, deren Gelenke schon ein wenig steif geworden sind, und wandte sich dann den Gerbas zu. Da die Wüstenbewohner überzeugt waren, der Mond könne des Nachts von den Wasservorräten trinken, hatte er sie eng zusammenlegen und mit Matten abdecken lassen. Ibn Said hatte die Gerbas beinahe erreicht, als er plötzlich einen Schatten bemerkte. Noch im selben Augenblick verwandelte sich der Schatten in einen Mann, der ihm entgegen stürzte, und eine Klinge blitzte auf. Vor Schreck wie gelähmt, stand Ibn Said da und starrte auf den Dolch, unfähig, sich zu wehren oder auch nur zu schreien. Aber noch bevor die Waffe ihr Ziel fand, war Heinrich mit einem Satz auf den Beinen und warf sich auf den Angreifer. "Entreiß ihm den Dolch!", hämmerte es in seinem Hirn. "Stich ihn nieder", dröhnte es in Baobab, "bevor die anderen ihm zu Hilfe eilen und alles

verloren ist!" Doch da war es schon zu spät, denn von überall her kamen sie ange-
laufen, die aus dem Schlaf Gerissenen ebenso wie die aufgestellten Wachen, die
den Fremden zuvor nicht bemerkt hatten. Und während Heinrich und Baobab sich
noch kämpfend im Sand wälzten, langten auch schon kräftige Hände nach ihnen und
zerrten sie auseinander. Ehe Baobab es sich versah, lag er gefesselt am Boden.
Männer umstanden ihn, und ein vielstimmiger Chor von Worten hüllte ihn ein. Gleich
darauf waren Tuareg auf ihren Kamelen heran. Ohne auf die Fragen der Umstehen-
den zu antworten, ja ohne die Umstehenden auch nur zu beachten, schlangen sie
ein Seil um Baobabs Füße, befestigten das andere Ende am Sattel eines ihrer Ka-
mele, und den Unglücklichen hinter sich herziehend, ritten sie in die offene Wüste
hinaus.

Schweigend wie die anderen, in seinem Inneren zutiefst aufgewühlt, blickte
Heinrich ihnen nach. Ein Sklave, der mit einem Sklaven gekämpft hatte ... Er senkte
den Kopf und versuchte die Schreie zu überhören, die erst laut, dann leiser werdend
zu ihnen herüber schallten, bis sie schließlich verstummten und nur noch der Wind
zu hören war, der mit mitleidloser Gleichförmigkeit über das Land strich.

Nur allmählich fanden die Zurückgebliebenen die Sprache wieder, und ein
Kreis schloss sich um die beiden Männer, die im Mittelpunkt des Geschehens ge-
standen hatten. Sichtlich erleichtert bedankte sich Ibn Said bei Heinrich für dessen
mutiges Eingreifen, das ihm das Leben gerettet hatte.

Heinrich stammelte etwas von der Treue zu seinem Herrn und dass kein Mann
tatenlos zusehen dürfe, wenn ein anderer einen Dolch gegen einen Ahnungslosen
richte. Auf einmal bemerkte er, dass er verletzt war. Blut färbte in Brusthöhe sein
Gewand, und er stellte fest, dass der Dolch seines Gegners ihn getroffen hatte. Wie
es aussah, war er an einer Rippe abgeprallt und hatte ihm nur eine Schnittwunde
beigebracht.

Der Karawanenführer befahl einem Treiber, Kamelmist mit Asche zu vermengen
und auf die Wunde zu legen, und versicherte Heinrich, dass sie innerhalb kür-
zester Frist verheilt sein werde.

Dieser wurde noch verlegener angesichts der Zuwendung, und als der Kreis
um ihn herum sich allmählich auflöste und die Männer sich wieder zum Schlafen nie-
derlegten, atmete er erleichtert auf. Ibn Said wartete, bis alle verschwunden waren,
und bedeutete Heinrich dann, ihm zu folgen. Wortlos liefen beide an Tieren und Las-
ten vorbei. Nahe einem kleinen Sandhügel blieben sie stehen, und Heinrich entdeckte

te Qasim, der einen Dolch in seiner Hand hielt und ihn eingehend betrachtete –jenen Dolch, den er, Heinrich, dem Angreifer entwunden hatte.

Qasim zuckte zusammen, als Ibn Said mit den Worten "Gib ihn mir!" auf ihn zutrat und die Hand ausstreckte. Er rührte sich nicht.

"Gib ihn her!", wiederholte Ibn Said mit Nachdruck.

Heinrichs Augen wanderten über die Waffe mit den Karneolen und der scharfen Klinge, in der sich das Sternenlicht brach. Irgendwie hatte Qasim den Dolch in dem allgemeinen Durcheinander an sich gebracht. Plötzlich stutzte Heinrich. Vor ihm stand ein Bild - Qasim, der in seiner Nähe gelegen hatte, nicht schlafend, sondern genau in die Richtung blickend, aus der der Sklave gleich darauf Ibn Said angegriffen hatte. Qasim musste ihn gesehen haben! Es wäre ein Leichtes für ihn gewesen, seinem Vater zu Hilfe zu eilen oder ihn zumindest zu warnen. Aber er hatte weder das eine noch das andere getan. Weil seine Glieder vor Schreck gelähmt gewesen waren oder seine Zunge zu schwer? Oder weil er es nicht gewollt hatte?

Qasim knirschte mit den Zähnen, als er Ibn Said den Dolch aushändigte. Dieser nahm ihn und reichte ihn Heinrich. "Niemand außer dir hat einen Anspruch darauf. Dieser Dolch sollte mich töten, aber mit Allahs Hilfe, der das Leben gibt und es nimmt, hast du dieses Schicksal von mir abgewendet, wobei du dein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hast. Aber das ist es nicht allein – der Dolch hat selbst gezeigt, dass er dir gehören will. Denn wie leicht hätte er dich töten können. Nur einen Fingerbreit höher, und er hätte sich in dein Herz gebohrt. Aber er hat es nicht getan. Und deshalb steht er dir zu. Möge er dich schützen, falls du ihn einmal brauchst!"

Ein wütendes Ausspucken Qasims hatte die Worte begleitet.

Doch Ibn Said war noch nicht fertig. "Du hast mich gerettet", wandte er sich weiter an Heinrich, "obwohl ich ein Fremder für dich bin und obendrein dein Herr. Ein solches Verhalten ehrt dich, denn es beweist Selbstlosigkeit und eine edle Gesinnung. Tugenden, die man nicht oft findet."

Qasim spuckte abermals aus.

"Und deshalb sage ich: Ein Mann wie du sollte nicht länger ein Sklave sein. Ein Mann wie du verdient die Freiheit. Und ich, Muhsin ibn Said, werde sie dir schenken. Der Allmächtige ist mein Zeuge, dass ich die Wahrheit spreche. Sobald wir mit Seiner Hilfe wieder in Córdoba sind, wirst du frei sein, und du magst tun, was dir gefällt. Ich werde Allah, den Allbarmherzigen, bitten, dass er dir die Weisheit geben möge, deine wiedergewonnene Freiheit klug zu nutzen." Er ließ einen Moment ver-

streichen, um seine Worte wirken zu lassen. "Allerdings wäre die Freiheit ein unvollkommenes Geschenk, entbehrte sie der Möglichkeit, sie für ein erfülltes Leben zu nutzen. Auch ein Hungerleider kann frei sein. Du aber sollst kein Hungerleider sein. Deshalb werde ich dich als meinen Retter aus höchster Not reichlich belohnen, auf dass du als ein freier Mann ein Leben in einem angemessenen Wohlstand führen kannst."

Heinrich hatte das Gefühl, jemand ziehe ihm den Boden unter den Füßen weg. Er suchte nach Worten, fand aber keine. Frei! Er sollte frei sein! Er würde sein Leben in die eigenen Hände nehmen können! Würde entscheiden können, wohin er ging, was er tat und was für ein Leben er führte! Erfüllt von tiefer Dankbarkeit gegenüber dem Mann, der ihm dieses großartige Versprechen gegeben hatte, schossen ihm tausend Gedanken auf einmal durch den Kopf. Er sah Malina vor sich und spürte die Sehnsucht nach ihr, er erinnerte sich an die Nacht in dem Pavillon, an die gemeinsamen Träume, die nun wohl bald wahr werden würden, denn wenn er erst einmal frei war und Geld hatte, würde er auch sie freikaufen können, ja, bestimmt würde er das können, auf dass sie nicht länger getrennt wären, sondern vereint an einem Ort ihrer Wahl leben könnten, im Land ihrer Väter, in dem Land voller Flüsse und Seen, wo es nicht diese unerträgliche Gluthitze gab und wo er nie wieder diesen Durst spüren würde, diesen entsetzlichen Durst, und dort, an einem Fluss mit frischem, klarem Wasser würde er für sie beide ein Haus bauen und ...

Plötzlich stockte er. Qasim hatte seinen Platz verlassen und stand nun wenige Schritte von ihm entfernt, und obwohl das Licht schwach war, bemerkte er den Hass, der Qasims Gesicht verzerrte. Und während dieser sich abwandte und mit der Nacht verschmolz, beschlich Heinrich die Ahnung, dass die in Aussicht gestellte Freiheit keine einfache Sache für ihn werden würde.

An dem Tag, an dem Heinrich aufbrach, glaubte Malina, sie müsse sterben. Wie betäubt stand sie im Hof und beobachtete, wie der Tross der Reisenden durch das Tor entschwand - durch ein riesengroßes Maul, wie es ihr vorkam, das die Männer mitsamt allen Tieren in sich einsaugte in der festen Absicht, sie nie wieder freizugeben. Heinrich hatte sich noch ein letztes Mal nach ihr umgedreht, und für einen verzweifelten Moment war sie versucht gewesen, sich über alle Sitten des Landes hinwegzusetzen und ihm nachzulaufen. Doch was hätte es ihnen genutzt? Und des-

halb stand sie nur da und starrte auf das Tor, das in einem Meer heißer Tränen zer-rann.

Zwei Nächte schlief sie nicht. Den Blick starr zur Decke gerichtet, lag sie auf ihrem Lager, verlassen wie nie zuvor in ihrem Leben. Ein Strudel aus rabenschwarzen Bildern drohte sie in die Tiefe zu ziehen. Sie versuchte, dagegen anzukämpfen und rief sich die Worte ins Gedächtnis, die er ihr in jener Nacht im Pavillon ins Ohr geflüstert hatte, der einzigen, die ihnen vergönnt gewesen war. Sie erinnerte sich an seine Berührungen und seinen Atem auf ihrer Haut. Aber als sie am Morgen wieder an die Arbeit ging, da fehlte er ihr nur um so mehr. Er grüßte sie nicht von weitem, wenn sie zwischen den Wirtschaftsgebäuden unterwegs war, er wechselte nirgends ein paar flüchtige Worte mit ihr, ja, nicht einmal sein Schatten war ihr geblieben. Alles um sie herum war einsam und unendlich leer.

Nach den durchwachten Nächten fiel Malina in einen totenähnlichen Schlaf, aus dem sie erst zwei Tage später erwachte. Zu ihrer Verwunderung stellte sie fest, dass sie mit ihrem Kummer nicht allein war. Aisha, eine Dienerin wie sie selbst, hielt ihr die Hand, als sie die Augen aufschlug; die Lieblingsfrau Ibn Saids schickte ihr einen Becher mit warmer Eselsmilch; und der Haushofmeister, sonst eher abweisend und streng, erkundigte sich persönlich nach ihrem Befinden. Nun erst bemerkte Malina die rot geweinten Augen auch einiger anderer Frauen im Haus, und als sie mit ihnen sprach - mit den wenigen Worten, die sie in der fremden Sprache beherrschte -, senkte sich ein wenig Trost in ihr Herz.

Dann war da auf einmal der Diener. Zuerst bemerkte sie ihn kaum - ein unauffälliges Gesicht, das in ihrer Nähe vorbeihuschte, und Allerweltsaugen, die wie beiläufig über ihren Körper streiften. Bald aber tauchte er an Orten auf, an denen er nichts zu suchen hatte, lungerte vor der Küche herum, wenn sie dort arbeitete, oder strich um Ecken, an denen sie vorbeikam, und irgendwann begann Malina zu ahnen, dass alles kein Zufall war. Ein ungutes Gefühl breitete sich in ihr aus, und fortan mied sie die einsamen Bereiche des Hauses. Dennoch verstand er es immer wieder, sie aufzuspüren.

Eines Tages lauerte er ihr bei den Stallungen auf und verstellte ihr den Weg. Viel verstand sie nicht von dem, was er sagte. Aber als von einem Pavillon und von einer Pforte zum Garten die Rede war und als seine Augen bei der Nennung von Heinrichs Namen böse blitzten, da wusste sie, dass er der Diener war, den Heinrich erpresst hatte. Und wenn auch nur wenige seiner Worte sie erreichten, so gab es

doch eines, das sie begriff und das sie zusammenzucken ließ: Rache. Stotternd wollte sie etwas entgegnen, als das plötzliche Erscheinen des Stallmeisters den Aufgebrachten verstummen ließ und ihr die Gelegenheit gab zu entfliehen.

Abermals lag sie wach in der Nacht, und als sie endlich Schlaf fand, da sah sie über sich das zu einer Fratze verzerrte Gesicht des Dieners und fühlte seine Hände auf ihrem Körper. Am nächsten Morgen zog sie Aisha ins Vertrauen und berichtete ihr von dem Traum und von ihren Ängsten.

Als Aisha begriffen hatte, um wen es sich handelte, begann sie zu lachen. "Harun ist ein abscheulicher Kerl, er ist frech und gemein. Aber als Frau brauchst du keine Angst vor ihm zu haben."

Malina runzelte die Stirn.

"So ist das Leben nun mal", setzte Aisha grinsend hinzu. "Der eine mag Feigen, der andere erfreut sich lieber an Datteln."

Malina verstand, was sie meinte, war aber mitnichten erleichtert. Verschmähte er auch ihren Körper, so gab es noch andere Möglichkeiten, ihr zu schaden, weshalb sie wachsam blieb. Wann immer sie konnte, wich sie ihm aus oder hielt sich in der Nähe von anderen auf. Schließlich schienen ihre Maßnahmen Früchte zu tragen. Die unerwünschten Begegnungen wurden seltener, und allmählich stellte sich das Gefühl von Sicherheit wieder ein, das sie im Haus Ibn Saids zuvor stets empfunden hatte.

Eines Tages wurde Malina nach Córdoba geschickt. Da sie bis dahin nur selten in der Stadt gewesen war und sich dort kaum zurecht fand, gab man ihr Aisha als Begleiterin mit. Früh am Morgen brachen sie auf, jede mit einem Korb auf dem Rücken. Unterwegs erklärte Aisha Malina, was ihr Auftrag war. Nicht weit vom Stadthaus Ibn Saids entfernt, berichtete sie, betreibe seit kurzem ein Kuchenbäcker sein Geschäft, der sich als ein wahrer Meister seines Fachs erwiesen habe. Sein Gebäck sei so gut, dass es selbst am Hofe des Kalifen unmöglich besseres geben könne, und die glasierten Plätzchen, mit denen er seine Kunden verwöhne, seien geradezu eine Vorfreude auf das Paradies. Eine Woche zuvor hätten die Frauen im Landhaus Ibn Saids davon erfahren, und auf der Stelle hätten sie den Haushofmeister angewiesen, ihnen die süßen Leckereien zu besorgen. Deshalb sei sie, Aisha, bereits zweimal zum Einkauf in der Stadt gewesen. Doch da der Haushofmeister ihr eine andere Aufgabe zugedacht habe, solle Malina künftig die Einkäufe übernehmen. Diese zeigte sich erschrocken angesichts der riesigen Stadt, begriff aber, dass ihr keine

Wahl blieb. Eine Weile lief sie schweigend neben der Freundin her. Schließlich, nachdem sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, erkundigte sie sich bei ihr, ob sie von den Plätzchen bereits genascht habe. Ein Kopfschütteln war die Antwort - gefolgt von einem augenzwinkernden Grinsen in Verbindung mit einer Zunge, die genießerisch über dunkelrote Lippen leckte.

Zum ersten Mal seit langem lächelte Malina wieder.

Den Eingang in die Stadt erreichten sie bei der Römerbrücke, und als Malina sie vor sich sah, kehrten die Erinnerungen zurück. Abermals trug sie die Ketten, abermals tauchte Heinrichs Gesicht vor ihr auf, und für die Dauer eines Atemzuges trafen sich ihre Blicke. Schlagartig war jeder Gedanke an das Naschwerk verflogen. Malina fühlte sich elend, und am liebsten wäre sie auf der Stelle zum Landhaus zurück gelaufen, doch Aisha zog sie mit sich durch die Menge. Wiederholt hielten sie an, und Aisha zeigte ihr die Wegmarken, die sie sich einprägen sollte, um den nächsten Einkauf allein zu bewältigen.

Bei dem Bäcker kauften sie ein. Der betörende Geruch von warmem Gebäck umfing sie, und die glasierten Plätzchen sahen noch verlockender aus, als Aisha sie beschrieben hatte. Am schönsten aber war ihr Geschmack, den die beiden Frauen auf dem Rückweg genossen, kaum dass sie das Häusermeer hinter sich gelassen hatten. An einem Bewässerungskanal abseits der Straße machten sie sich über einige der Köstlichkeiten her - eine harmlose Angelegenheit, da der Bäcker sich großzügig gezeigt und ihnen mehr als die bezahlten Stücke mitgegeben hatte.

Einige Tage darauf war Malina allein in der Stadt unterwegs. Mit dem Korb auf dem Rücken schritt sie eher zögernd als zügig aus, sah sich immer wieder suchend um und verirrte sich auch, bis sie endlich den Laden des Bäckers erreichte. Sie kaufte, was man ihr aufgetragen hatte, und anschließend machte sie sich erleichtert auf den Rückweg. Beim nächsten Mal fand sie sich schon schneller zurecht, und als sie auf dem Heimweg an dem Bewässerungskanal vorbeikam, hockte sie sich an die Böschung und machte sich über einige Plätzchen her.

Mit der Zeit lernte Malina, die Stadt weniger zu fürchten, als bewusst zu erleben. Was zunächst Ängste in ihr hervorgerufen hatte, wurde ihr allmählich vertraut - die fremdartigen Menschen, das Gewimmel in den Gassen, die quirligen Suqs und die vielen Moscheen, darunter die Große Moschee, an deren Außenmauern sie jedes Mal vorbeikam und deren Schönheit sie erst jetzt in sich aufnahm. Auch für das

wuchtige Eingangstor in die Stadt und die verzierten Brunnen empfand sie nunmehr Bewunderung, ebenso wie für die bunten Stoffe in den Läden, die blitzenden Gerätschaften aus Kupfer und Messing, die edlen Teppiche und die erlesenen Schmuckstücke mit ihrem verführerischen Glanz.

Gegen Ende des Winters beobachtete Malina in Córdoba etwas, was sie noch nie gesehen hatte. Das Etwas schien der Kopf eines Tieres zu sein, mit zwei zapfenartigen Hörnern zwischen den Ohren und einem merkwürdigen Maul, darunter ein langer Hals, dessen unteres Ende sie nicht sah, da eine Menschenmenge ihr die Sicht versperrte. Abgestoßen von diesem seltsamen Anblick, zugleich neugierig, zwängte sie sich durch die Reihen und hielt erst an, als sie das sonderbare Wesen in voller Größe vor sich sah: hohe Beine, ein kurzer gefleckter Leib, dazu der jedes vernünftige Maß überschreitende Hals mit dem eigenartigen Kopf. "Eine Giraffe", erklärte ein neben ihr Stehender, der Malinas Verwunderung bemerkt hatte. Und auf einige weitere Tiere deutend, die die Giraffe gleichsam im Schlepptau hinter sich her führte, setzte er mit der Überlegenheit des Wissenden hinzu: "Als nächstes kommt ein Elefant. Danach folgen zwei Zebras und ein Strauß."

Malina konnte den Blick nicht von den fremdartigen Geschöpfen wenden. Zwar hatte sie schon von solchen Tieren gehört, aber so groß und so gefährlich hatte sie sich diese nicht vorgestellt. Wie klein und zerbrechlich wirkten dagegen die Männer, die die Tiere führten, vor allem derjenige, der auf dem Hals des Elefanten ritt und dabei den Anschein zu erwecken suchte, als vermöge er diesen Koloss zu lenken. "Sie stammen aus der Palaststadt Medina az-Zahra, aus den Gehegen unseres Kalifen", hörte Malina den Mann neben sich sagen. "An besonderen Tagen lässt der Kalif - Allahs Wohlgefallen ruhe auf ihm! - sie durch Córdoba ziehen. Die Heimat dieser Tiere ist Afrika."

Afrika ... Ein Stich ging durch Malina. Heinrich war in Afrika! Sollte er tatsächlich von solchen Ungeheuern umgeben sein, so war seine Lage womöglich noch schlimmer, als sie sich diese bis dahin ausgemalt hatte! Einen Augenblick war sie wie benommen, doch die Neugier holte sie wieder ein, und sie richtete ihre Aufmerksamkeit erneut auf das Geschehen. Nachdem die Giraffe weitergezogen war, näherte sich in einigem Abstand der Elefant. Auf Beinen so dick wie Säulen, trottete der Koloss schwerfällig durch die Straße, gefolgt von Musikern und Männern mit Waffen - letztere womöglich ein Zeichen dafür, dass das Tier nicht immer so friedlich war, wie es sich gerade gebärdete. Viele Zuschauer schienen das ebenso zu sehen. Sie wi-

chen vor dem Elefanten zurück oder senkten die Stimme, als fürchteten sie, ihn zu reizen. Auf einmal geriet der Zug ins Stocken, und das Tier kam direkt vor Malina zum Stehen. Erschrocken fuhr sie zusammen. Plötzlich sah es noch viel größer aus, und zu allem Überfluss schwang es auch noch seinen Rüssel in ihre Richtung.

"Verschwinde, du Ungeheuer!", stieß sie in der Sprache ihrer Heimat hervor. Der Elefant verschwand tatsächlich, da die Stockung sich auflöste, aber Malina schlug das Herz bis zum Hals. Auf einmal vernahm sie eine Stimme neben sich: "Willkommen in Córdoba!"

Es dauerte einen Moment, bis sie begriff, dass sie ihre Heimatsprache gehört hatte, doch dann war ihre Reaktion um so schneller. Ihr Kopf flog zur Seite. Eine Frau stand neben ihr. Obwohl sie alt war, leuchteten ihre Augen wie die eines jungen Mädchens. Ihre Kleider waren ärmlich, aber sauber.

"Da staunst du, nicht wahr?" Die Frau strahlte und ließ drei gelbe Zähne in einem ansonsten zahnlosen Mund sehen. "Ich spreche deine Sprache, denn ich bin eine Slawin wie du. Ebenfalls eine aus dem Stamm der Heveller. Mein eigentlicher Name ist Sulimera. Hier nennen sie mich Sumeya, weil ihnen dieser Name geläufiger ist."

Malina kämpfte mit ihrer Verwirrung. Wie lange hatte sie die Sprache ihres Volkes schon nicht mehr gehört! "Du ... du stammst also ..."

"... aus demselben Land wie du." Sulimera setzte noch etwas hinzu, aber ihre Worte gingen in einem Trommelwirbel unter, der so laut war, als wolle er die umstehenden Gebäude zum Einsturz bringen. Sulimera ergriff Malinas Hand. "Komm, lass uns miteinander reden! Man trifft hier nicht oft jemandem, in dessen Adern Hevellerblut fließt."

Malina erinnerte sich an ihren Auftrag und zögerte.

Sulimera nickte. "Ich verstehe: Du hast zu tun. Dein Korb beweist es. Aber ich wohne nicht weit von hier, nur ein paar Gassen entfernt. Du wirst deine Arbeit noch rechtzeitig erledigen können. Im übrigen wird dich wohl niemand an einem Festtag wie heute wegen einer kleinen Verspätung schelten."

Malina zeigte sich einverstanden, und die beiden Frauen liefen los.

Es war nicht die beste Gegend, in die sie kamen. Eng stehende Häuser säumten lichtarme Gassen, die sich in dunklen Durchgängen verloren, Putz blätterte von den Mauern, in baufälligen Gewölben arbeiteten Männer in Lumpen. Und über allem hing ein durchdringender Gestank von Müll, muffigen Gemäuern und menschlichen

Ausscheidungen. Dies war eines der Armenviertel der Stadt, in dem Not und Hunger stete Gäste waren und es den Menschen nicht leicht fiel zu überleben.

Vor einer Tür am Ende eines überbauten Ganges blieben sie stehen. Malina warf scheue Blicke um sich.

"Du brauchst dich nicht zu fürchten", suchte Sulimera sie zu beruhigen, während sie sich an einem rostigen Riegel zu schaffen machte. "Es ist die Armut, die hier wohnt. Nicht das Böse."

Malina schluckte ihr Unwohlsein hinunter, und nachdem Sulimera die Tür geöffnet hatte, trat sie ein. Es war, wie sie es erwartet hatte: finster und modrig und dazu so kühl wie in einem Erdloch. "Warte!", hörte sie Sulimera sagen.

Die alte Frau entfernte ein Brett dicht unter der Decke, so dass ein Streifen Tageslicht hereindrang. Ein Strohlager wurde sichtbar, ein umgedrehter Handwagen ohne Räder, der als Tisch diente, zwei Hocker sowie in einer Ecke ein Gestell mit mehreren Gegenständen, deren Bestimmung in dem Halbdunkel nicht zu erkennen war.

"Hier lebe ich", sagte Sulimera mit einer Handbewegung in den Raum. Es klang gleichgültig. Die Worte eines Menschen, der sich mit seinem Schicksal abgefunden hatte. Sie schob Malina einen der beiden Hocker hin und setzte sich auf den anderen. "Ich weiß nicht, wie lange ich hier schon hause. Ein Drecksloch ist das. Im Sommer hältst du es nicht aus vor Hitze, im Winter werden dir alle Glieder steif." Sie versank kurz in Nachdenklichkeit. "Aber die Armut ist für mich nichts Neues, denn wo ich ursprünglich gelebt habe, waren wir auch arm. Wenn man in der Nähe eines anderen Stammes lebt, dann ist das halt so. Bei uns waren es die Dossanen. Heveller und Dossanen - ein endloser Streit. Ich habe noch die Geschichten im Ohr, die die Alten erzählten: von Viehraub, gestohlenen Vorräten, abgebrannten Häusern und ähnlichem. Wenn es dann noch ein halbes Dutzend Mäuler zu stopfen gilt und oben drein eine Dürre hereinbricht ... Gras und Rinde haben wir damals gegessen und nach Wurzeln gegraben wie die Schweine. Am Ende haben nur zwei Kinder überlebt, ich war eines davon. Auch unsere Mutter war tot. Und obwohl sie nur noch aus Haut und Knochen bestand, konnten wir sie kaum unter die Erde bringen, meine Schwester, mein Vater und ich, so schwach waren wir."

Ein Geräusch in ihrem Rücken ließ Malina zusammensucken. Als sie sich umdrehte, erblickte sie eine Katze.

"Das ist meine gute Freundin, sie leistet mir hier Gesellschaft", sagte Sulimera und fuhr noch im selben Atemzug mit ihrem Bericht fort: "Mein Vater hat meine Schwester und mich zu einem Verwandten gebracht. Dem ging es besser als uns, obwohl auch ihm die Dürre schwer zugesetzt hatte. Er war ein Mann mit dem Herz am rechten Fleck. Fünf Sommer lang waren wir bei ihm. Das war eine gute Zeit, viel Arbeit, aber immer etwas zu essen. Als seine Frau starb, hat er sich eine andere ins Haus geholt, und von einem Tag auf den anderen war unser gutes Leben vorbei. Sie hatte nur böse Worte für uns, und bei jeder Gelegenheit hat sie uns geschlagen. Vielleicht mochte sie keine Vögel aus einem anderen Nest. Schließlich hat sie ihren Mann dazu gebracht, uns wegzugeben. Wir wurden an Sklavenhändler verkauft. Auf diese Weise hat es mich nach Córdoba verschlagen. Meine Schwester hat das Ziel nicht erreicht ..."

Sulimera verstummte für einen Moment, und Malina wagte nicht, sie in ihren Gedanken zu stören.

"Der Rest ist schnell erzählt. Ein Salbenhändler hat mich gekauft, er war älter als mein Vater, aber er war gut zu mir. Ich habe ihm zwei Kinder geboren. Als er starb, war ich frei. Das ist in diesem Land so üblich: Hat eine Sklavin ein Kind von ihrem Herrn, so erhält sie nach seinem Tod die Freiheit." Sie lachte höhnisch. "Die Freiheit - was ist das schon! Als er noch lebte, war ich eine Sklavin und hatte zu essen. Jetzt bin ich frei und hungere. Das bisschen, was er mir hinterlassen hat, war schnell aufgebraucht. Seither hocke ich vor der Markthalle im Suq der Baumwollhändler und lebe von dem, was man mir zusteckt."

"Und die Kinder?"

"Die sind so alt wie du. Sie leben weit weg von hier. Ich werde sie wohl nie wiedersehen."

Einen Augenblick schien es Malina, als würde Sulimera weinen. Aber dann entschied sie, dass nur das Licht den Eindruck hervorgerufen hatte. Eine Frau wie diese hatte keine Tränen mehr. Von einer plötzlichen Eingebung getrieben, griff sie in ihren Korb und holte zwei Plätzchen heraus. "Da", sagte sie knapp, weil ihr nichts Besseres einfiel, legte das eine Stück auf den Tisch und biss in das andere hinein. Sulimera starrte auf das Gebäck, das sie sonst nur vom Sehen kannte. Zögernd nahm sie es in die Hand, roch daran, brach ein Stückchen ab und steckte es in den Mund.

Eine Weile saßen die beiden Frauen sich schweigend gegenüber. Nachdem Sulimera ihr Plätzchen aufgegessen hatte, verschwand sie kurz zu ihrem Strohlager hin und kehrte mit einem Beutelchen zurück. Sie öffnete es, und ein kleiner Stein kam zum Vorschein - rund geschliffen, ansonsten aber von unauffälligem Aussehen. Dennoch legte sie ihn so behutsam auf den Tisch, als handele es sich um eine Kostbarkeit. "Aus meinem Dorf", sagte sie beinahe andächtig. "Er hat mich seit meiner Kindheit begleitet." Sie nahm ihn auf und bewegte ihn langsam zwischen den Fingern. Und während sie das tat, schien eine unsichtbare Kraft auf sie überzugehen, und sie fing an, von den schönen Seiten ihrer Heimat zu erzählen. Alles um sie herum verwandelte sich: Aus den kahlen Wänden wuchs der Wald ihrer Kindheit hervor, Hocker und Tisch verwandelten sich in Häuser ihres Dorfes, und das fahle Licht, das von oben in den Raum fiel, leuchtete auf einmal so hell wie die Sonne. Mit entrückter Stimme wanderte sie an murmelnden Bächen entlang, kühlte ihren erhitzten Körper in tannengesäumten Seen, sammelte Beeren und Pilze, und nach getaner Arbeit lag sie im Ufersand, der sich so warm und so fein anfühlte wie sonst nirgendwo auf der Welt.

Nachdem Malina eine Zeitlang aufmerksam gelauscht hatte, nahm sie ihre neu gewonnene Schwester bei der Hand und führte sie in ihr eigenes Dorf. Sie wanderte mit ihr zu ihrer Familie und zu Freunden und Nachbarn, streifte über ihre Blumenwiese auf der Lichtung im Wald, sah den Schmetterlingen zu und hörte das Summen der Bienen. Und als ihr das Herz ganz leicht geworden war, gesellte sich auf wunderbare Weise auch noch Heinrich dazu. Mit ausgebreiteten Armen lief er ihr entgegen, und getragen von ihren Erinnerungen und beflügelt von ihren Träumen, empfand sie ein schon lange nicht mehr gekanntes Glück.

Unmerklich verrann die Zeit, und irgendwann stellte Malina erschrocken fest, dass der Schein, der von draußen in den Raum fiel, matt geworden war. Eilig nahm sie ihren Korb, warf einen letzten Blick auf den Stein, der bei all seiner Unscheinbarkeit geradezu Unglaubliches bewirkt hatte, und eilte davon. Nicht, ohne Sulimera zuvor das Versprechen gegeben zu haben, sie bald wieder zu besuchen.

Malina hielt das Versprechen. Kaum war sie das nächste Mal in der Stadt und hatte ihre Pflichten erledigt, eilte sie zur Markthalle im Suq der Baumwollhändler, hielt Ausschau nach Sulimera und folgte ihr zu ihrer Behausung, wo sie sich erneut mit ihr auf die wundersame Reise begab. Nicht anders verlief es bei den folgenden Besu-

chen, und so bildeten diese Begegnungen für Malina schon bald eine Insel inmitten der Fremde, auf der ihre Sehnsüchte und Hoffnungen eine Heimat fanden.

Eines Tages saß Malina abermals mit Sulimera zusammen, wieder erhellte die Sonne den Raum, die Bäche murmelten, die Vögel zwitscherten, und auf dem Heimweg fühlte Malina sich gestärkt wie stets nach diesen Treffen. Schnell hatte sie die Gegend der düsteren Gemäuer verlassen und wollte eben einen kleinen Platz überqueren, als ihr zwei Straßenkehrer mit einem Karren voller Unrat entgegenkamen. Einer der beiden war von mittlerem Alter und besaß die Statur eines Ringers, bei dem anderen handelte es sich um einen Jungen, der groß und kräftig war, jedoch nicht recht bei Sinnen zu sein schien. Als Malina den beiden ausweichen wollte, trat der Junge ihr den Weg. Aus seinem Mund quoll ein gurgelndes Geräusch, das sie erschreckte. Ein zweites Gurgeln folgte, begleitet von einer Hand, die auf ihren Korb zeigte.

"Er möchte wissen, was da drinnen ist", erklärte der Mann mit einem verlegenen Schulterzucken.

Malina zögerte, schließlich war der Inhalt ihres Korbes nicht irgendein wertloses Zeug. Doch dann kam sie zu der Ansicht, dass ihre beiden Gegenüber harmlos waren. Sie setzte ihre Last ab und schlug das Tuch beiseite, das den Inhalt verborgen hatte. Gebäck von verführerischem Aussehen wurde sichtbar, dazu stieg ein köstlicher Duft auf, der selbst gegen den Gestank des Unrats zu bestehen vermochte.

Die Augen des Jungen leuchteten. Er streckte die Hand aus, aber noch bevor er zufassen konnte, hielt der Mann ihn zurück. "In Nusairs Kopf gibt es nur Stroh", entschuldigte er sich bei Malina. "Er weiß nicht, was er tut. Du musst ihm verzeihen."

Malina, die den Korb rasch wieder zugedeckt hatte, nickte verlegen. Ein Junge, der zu den Ärmsten der Stadt gehörte und gewiss noch nie ein Gebäck wie dieses gegessen hatte. Und der sie an Jablo denken ließ, allen Unterschieden zum Trotz. Sie nahm ein Stück aus dem Korb und reichte es ihm. Der Junge strahlte, und abermals entwich seinem Mund ein Gurgeln. Malina betrachtete es als einen Dank. Gleich darauf hielt auch der Mann ein Gebäckstück in der Hand. "Obwohl du eine Fremde bist, hast du ein gutes Herz", sagte er freundlich. "Gott segne dich!"

"Gott segne auch euch!", entgegnete Malina, ohne sich darum zu scheren, von welchem Gott die Rede war. Zufrieden mit sich selbst und mit dem, was sie getan hatte, verabschiedete sie sich von den Straßenkehrern und setzte ihren Weg fort.

Zwei Gassen weiter, in einem Viertel, das nach einem verheerenden Brand größtenteils abgerissen worden war, lief sie einem Stallknecht ihres Herrn in die Arme. Zuerst war Malina überrascht, aber als sie seinen hämischen Blick und die Gier in seinen Augen sah, wusste sie, dass die Begegnung kein Zufall war. Sie wollte um Hilfe rufen, doch sie bekam nur einen einzigen Schrei heraus, dann verschloss seine Hand ihr den Mund, während die andere ihr gleichzeitig den Korb vom Rücken stieß. Mit der Kraft der Verzweiflung wehrte sie sich. Sie trat mit den Beinen nach ihm und wollte ihn beißen, aber er war stärker. Brutal zerrte er sie auf ein Grundstück, zwang sie gegen eine Mauer und presste seinen lüsternen Körper an sie.

In diesem Moment tauchte Harun neben ihm auf, Ibn Saids Diener, und Malina begriff, dass dies seine Rache war, auch wenn ein anderer sie vollzog. Niemals würde sie das hässliche Grinsen vergessen, mit dem er sie anstarrte, niemals sein zynisches "Grüß Heinrich von mir!". Als der Stallknecht ihr den Rock hochschob, wurde Haruns Grinsen noch hässlicher, und mit widerwärtigen Worten begann er den anderen anzufeuern.

Plötzlich stürmten Schritte heran, ein Mann und ein Junge, die über Mauerreste sprangen, verkohlte Balken zur Seite stießen und Hindernissen auswichen, und noch bevor der Stallknecht an Gegenwehr denken konnte, warf sich der Junge auf ihn und riss ihn von seinem Opfer fort, während der Mann sich Harun zuwandte. Der war wie gelähmt, nicht weniger verblüfft als sein Komplize, und erst als der Heranstürmende ihn beinahe erreicht hatte, erwachte er wieder zum Leben. Gleich darauf hielt er ein Messer in der Hand, doch der Angreifer kam ihm zuvor. Wie ein Hammer schlug seine Faust zu und streckte Harun zu Boden. Zehn Schritte weiter setzte der Stallknecht sich gegen den Jungen zur Wehr, ebenfalls mit einem Messer. Wütend wegen des entgangenen Vergnügens, holte er ein paar Mal damit aus, sprang dann blitzschnell nach vorn, und hätte sich in diesem Augenblick nicht der Mann auf ihn gestürzt, er hätte dem Jungen die Klinge in den Bauch gestoßen. So aber warf der Schwung ihn zu Boden, und die Waffe entglitt seiner Hand. Aber schon im nächsten Moment war er wieder auf den Beinen und rannte mit weit ausgreifenden Schritten davon. Die beiden Straßenkehrer setzten ihm nach.

Um Luft ringend, riss Malina sich von der Mauer los, versteckte ihren Korb in einer Nische und hastete den anderen hinterher. Die hatten das abgebrannte Viertel bereits hinter sich gelassen. Menschen belebten nun wieder die Straßen, an denen sie mit fliegendem Atem vorbei jagten.

"Haltet den Vergewaltiger!", rief der Mann ein über das andere Mal.

Der holte das Letzte aus sich heraus, wusste er doch, was ihn im Fall einer Festnahme erwartete. Flink wie ein Wiesel wechselte er mehrmals die Richtung, stieß einen Karren mit Töpferwaren auf den Weg, um die Verfolger zu behindern, setzte über ein Mäuerchen in einen Garten und kam auf der anderen Seite wieder heraus und bog schließlich in eine schmale Gasse ein, die zu einer Pforte in der Stadtmauer führte. Noch im selben Moment, in dem er hindurch rannte, wusste er, dass er einen Fehler gemacht hatte. Vor ihm lag der Wad al-Kabir.

Gehetzt blickte der Stallknecht sich um. Der Fluss reichte an dieser Stelle bis an die Mauer und machte ein Entkommen zu den Seiten hin unmöglich. Lediglich eine schmale Landzunge bot Raum, die ein Stück weit in den Fluss hineinragte und an deren Ende sich eines der riesigen Schöpfräder drehte, die Wasser in die Stadt leiteten. Von Verzweiflung getrieben, rannte der Flüchtende auf das Rad zu, gefolgt von den beiden Straßenkehrern und Malina sowie etlichen Bewohnern des Viertels, die sich angeschlossen hatten. "Jetzt sitzt er in der Falle!", frohlockte einer, und ein anderer grölte "Gleich haben wir ihn!" Aber noch wollte der Stallknecht nicht aufgeben. Ohne die Sinnlosigkeit seines Vorhabens zu bedenken, sprang er in das Gestänge des Schöpfrades und ließ sich von diesem in die Höhe heben. Die Verfolger rieben sich zufrieden die Hände. Zwei Mal drehte sich das Rad, dann schien der Knecht begriffen zu haben, dass es kein Entrinnen mehr für ihn gab. Wie ein Sack ließ er sich aus dem Rad fallen, und in Erwartung des Schlimmsten lag er da.

Der Zorn seiner Verfolger ließ nicht lange auf sich warten. Ein Eseltreiber hieb mit seinem Stock auf ihn ein, Frauen bespuckten ihn und traten ihn mit den Füßen. Kurz darauf erschienen Stadtwächter und verhafteten ihn.

"Der Junge führt die Wächter zu dem anderen Kerl", suchte der ältere Straßenkehrer Malina zu beruhigen. "Vor dem brauchst du nicht auch nicht mehr zu fürchten. Die beiden siehst du nie wieder."

Malina stand keuchend inmitten der Zuschauer, eine Frau hatte mitfühlend den Arm um sie gelegt. "Danke", wandte sie sich an ihre Retter, "danke von ganzem Herzen, dass ihr mir geholfen habt." Sie wollte lächeln, doch es misslang. Dann stand auf einmal ein Stadtwächter vor ihr und forderte sie auf, ihm zu folgen. Malina begriff, dass sie eine Aussage machen sollte. Gestützt von der Frau und begleitet von dem Straßenkehrer folgte sie dem Mann.

Alles Weitere zog wie ein Traum an ihr vorbei. Sie saß in einem großen Raum, ein Qadi verlangte eine Schilderung des Vorgefallenen von ihr, ein rasch Herbeigeholter Übersetzer übersetzte. Schließlich wurde sie entlassen, und nachdem der Junge noch ihren Korb aus dem Versteck geholt hatte, brachten er und der andere Straßenkehrer sie zum Landhaus. Ein letztes Mal dankte sie ihnen. Gleich darauf führten hilfreiche Hände sie zu ihrem Bett und flößten ihr beruhigende Tränke ein. Reglos lag sie in weichen Kissen und blickte mit starren Augen zur Decke, während zerrissene Gedanken in ihrer Seele wühlten. Immer wieder langten die wollüstigen Hände nach ihr, immer wieder erschienen die Retter. Sulimera tauchte in ihrer Erinnerung auf, und erneut durchlebte sie die gemeinsamen Stunden in den Dörfern und Wäldern ihrer Heimat, die ihr den Alltag so viel erträglicher gemacht hatten. Vor allem aber dachte Malina an Heinrich. Sein Bild vor Augen, verzehrte sie sich nach dem Gefühl der Geborgenheit, das er ihr gegeben hatte, sie lechzte nach der Berührung seiner Hände und sehnte den warmen Klang seiner Stimme herbei. Und mit dem Gedanken an ihn schlief sie ein.

Einst lebte eine Schlange in einem heiligen Wald. Sie war groß und mächtig, und von alters her herrschte der Brauch, ihr einmal im Jahr das schönste Mädchen des Stammes zu opfern. Eines Tages fiel die Wahl der Ältesten auf die schöne Sia, die bereits dem Amadu zur Ehe versprochen war. Diesen erfüllte die Vorstellung, dass seine Liebste der Schlange übergeben werden sollte, mit unsäglichem Schmerz, so dass er darüber nachsann, wie er sie retten könnte. Am Tag des Opfers versteckte er sich hinter einem Baum im heiligen Wald, und als die Schlange aus ihrer Höhle hervor kroch, hieb er ihr mit einem gewaltigen Schwertstreich das Haupt ab. Laut zischend flog es durch die Luft, und erst im Land Bure fiel es nieder, das seither reich an Gold war. Der Schlange aber wuchs ein neuer Kopf, den Amadu ebenfalls abschlug. Sieben Mal richtete er sein Schwert gegen das Reptil, und sieben Mal flogen die Häupter in das Land Bure, dessen Reichtum an Gold auf diese Weise unermesslich wurde. Erst als das letzte Haupt abgeschlagen war, hauchte die Schlange ihr Leben aus. Amadu schwang sich auf sein weißes Ross, setzte die schöne Sia hinter sich, und glücklich vereint ritten beide von dannen.

Im Land Bure aber schürfte man seither das Gold aus der Erde, genauso wie in Galam und Bambuk und in einigen anderen Ländern auf halbem Weg zwischen der Großen Wüste und dem Meer. Es zu finden war nicht schwer, denn es gab viel

davon, und fleißige Hände, die es förderten, gab es ebenfalls. Ganze Dörfer lebten von dem glänzenden Metall, nach dem alle Welt verlangte und mit dem sich ausgezeichnete Geschäfte machen ließen. Dunkelhäutige Männer mit krausem Haar und wulstigen Lippen gruben Löcher in die Erde, oftmals nicht tiefer als sie selbst, und beförderten den Aushub nach oben, wo Frauen und Kinder ihn wuschen, bis das Gold übrig blieb. Meist fanden sie nur Staub. Mitunter jedoch besaßen die Goldstücke die Größe von Hirsekörnern, und gelegentlich waren sie auch noch weit größer.

Die Käufer dieser Schätze ließen nicht lange auf sich warten. Die meisten kamen aus Gana, jenem Königreich am Südrand der Wüste, das durch Handel und dank der Tribute unterworfenen Völker so mächtig geworden war, dass jedermann seinen Namen voller Ehrfurcht nannte. Angetrieben von den Aussichten auf gute Gewinne, begaben sich die Kaufleute auf den Weg durch die Savanne, bis sie nach tagelangen Märschen die Grenzen des Goldlandes erreichten und der Handel begann. Kein Handel von Angesicht zu Angesicht, wie er sonst üblich war. Die scheuen Goldschürfer mieden die Fremden, und deshalb hatten sie ein Verfahren entwickelt, das Geschäfte ermöglichte, ohne dass Verkäufer und Käufer sich begegneten. Wussten die Händler aus dem Norden die Goldleute in ihrer Nähe, so schlugen sie eine Trommel und breiteten die Waren aus, die sie eintauschen wollten: Kupferwaren und Korallen, Kaurimuscheln und Glasperlen, vor allem aber Salz aus Teghaza, das den Goldleuten, die über keine eigenen Salzvorkommen verfügten, als das wertvollste aller Güter galt. Hatten die Händler ihr Angebot gemacht, zogen sie sich außer Sichtweite zurück und warteten. Nun fanden sich die Goldleute an dem Ort des Handels ein, um die Waren zu begutachten. Sie entschieden, was sie gebrauchen konnten und legten die Menge Gold daneben, die sie als angemessene Bezahlung erachteten. Danach zogen sie sich wieder zurück, worauf abermals die Händler erschienen. Waren diese mit der Bezahlung einverstanden, so nahmen sie das Gold und verschwanden, und der Handel war beendet. Hielten sie den Erlös für zu gering, legten sie jene Waren zur Seite, für die sie mehr Erlösen wollten, und entfernten sich abermals. Worauf die Reihe wieder an den Goldleuten war, die entscheiden mussten, ob sie nachbessern wollten oder nicht - ein Verfahren, das so lange wiederholt wurde, bis beide Seiten zufrieden waren und jeder das Eingehandelte nach Hause trug.

Auf den Rücken von Pferden und Eseln gelangte das Gold nach Gana, das meiste davon in die Stadt Kumbi Saleh, die Residenz des Königs. Der verstand sich

auf das Geschäft mit dem Gold ebenso wie auf das mit allen anderen Waren, insbesondere mit dem Salz aus Teghaza. Von jedem Beutel Gold erhielt der König einen Anteil. Obendrein ließ er alle größeren Stücke in seine Truhen wandern - mit der Folge, dass diese immer voller wurden und alle Welt von dem Goldland Gana sprach und von ihm als dem Kaya Maghan, dem König des Goldes, einem der reichsten Herrscher auf Erden.

Was übrig blieb, kauften die Händler aus dem Norden, vornehmlich solche aus Al-Andalus, wo der Bedarf für die Prägung von Münzen, aber auch für Schmuck und Zierrat beträchtlich war. Woher das Gold stammte, blieb jedoch ein Geheimnis für sie. Niemand der Beteiligten dachte daran, den Fremden die tatsächliche Herkunft zu verraten. Für sie hielt man nur Fantasiegeschichten bereit.

"Das Gold wächst in der Erde." Heinrich lehnte den Kopf an die Lehmziegelmauer, an der er sich niedergelassen hatte, und blinzelte in den wolkenverhangenen Himmel. In seinem Gesicht lag Zufriedenheit, fühlte er sich doch so gut, wie schon lange nicht mehr. Vier Monate waren vergangen, seit sie mit Kumbi Saleh das Ziel ihrer Reise erreicht hatten. Bald darauf hatte die Regenzeit begonnen, und erst nach deren Ende würden sie sich auf den Rückweg durch die Wüste machen. Bis dahin gab es für ihn wie für alle anderen Diener nicht viel mehr zu tun als zu warten, die Zeit totzuschlagen mit dem Geld, das Ibn Said ihnen als Belohnung für ihre gute Arbeit gegeben hatte, und Kraft zu sammeln für das, was vor ihnen lag. "Das Gold wächst in der Erde", wiederholte er. "Ich habe gehört, wie unser Herr es einem anderen erzählt hat. Es wächst an einer Pflanze, die einer Rübe ähnelt. Das Wachstum beginnt, wenn die Sonne ihren höchsten Stand im Jahr erreicht hat, und nach der Regenzeit wird die Pflanze geerntet. Früh am Morgen gehen die Neger auf ihre Felder, und wenn sie bei Sonnenaufgang die Pflanze aus der Erde ziehen, finden sie an ihren Wurzeln gediegenes Gold."

Ein Grunzen war die Antwort. Daud grunzte oft, wenn ihm nicht gleich ein eigener Beitrag zu einem Gespräch einfiel. Auch er gehörte zu den Dienern Ibn Saids. Er stammte aus einem Dorf in der Nähe von Jaén und war aus jenem Holz, aus dem gute Freunde geschnitzt werden. Bereits kurz nach ihrer Ankunft in Kumbi Saleh war Heinrich mit ihm das erste Mal durch die Stadt gezogen. Irgendwann hatten sie ihren Ausflug wiederholt, und seither streiften sie fast täglich umher.

"Ibrahim meint, unser Herr weiß selbst nicht, woher das Gold kommt", sagte Daud schließlich und unterstrich seine Worte mit einem Achselzucken. "Und das,

obwohl er schon lange mit Gold handelt und es hier in Kumbi Saleh wohl keinen Verkäufer gibt, den er nicht kennt. Aber diese Kerle rücken nicht mit der Sprache raus. Verbreiten stattdessen die wildesten Gerüchte. Erinnerst du dich an die Geschichte mit den Vogelfedern?"

Heinrich nickte. Irgendwo hinter Teghaza war es gewesen, auf einem jener nicht enden wollenden Nachtmärsche, zu denen sie wegen der unerträglichen Hitze am Tag übergegangen waren. Um die Müdigkeit zu vertreiben, hatten sie miteinander geredet, Stunde um Stunde, und dabei hatte Daud von den Mädchen erzählt, die das Gold mit Hilfe pechbestrichener Vogelfedern aus dem Schlamm eines Sees fischten.

Auf einen Wink Heinrichs näherte sich eine Frau, die bis dahin mit zwei anderen schwatzend vor einem Tonkrug mit Hirsebier gehockt hatte. Sie war barbusig. Um den Hals trug sie eine Kette aus Giraffenhaaren, ihre Nase zierte ein Ring. Mit einer aufmunternden Geste reichte sie Heinrich eine gefüllte Kalebasse. Der trank und reichte anschließend das Gefäß an Daud weiter. Das Bier schmeckte fad und leicht säuerlich, aber da sie es schon häufig getrunken hatten, waren sie den Geschmack gewöhnt.

"Diesmal werden wir mehr Gold und Elfenbein mitnehmen als jemals zuvor", sagte Daud und grunzte abermals, diesmal vor Bewunderung, wie es Heinrich schien. "Unser Herr schließt ein Geschäft nach dem anderen ab. Vielleicht, weil es seine letzte Reise ist. Bleibt nur zu hoffen, dass wir alles sicher nach Córdoba bringen. Vor ein paar Jahren haben wir hier mit einigen Kerlen zusammen gesessen, deren Karawane bald darauf überfallen wurde. Tuareg von den Kel Iforas, hieß es damals. Das ganze Gold haben sie ihnen abgenommen und obendrein alles Wasser. Und das in einer Gegend ohne Brunnen. Aber vielleicht waren die Händler ja selbst schuld - man munkelt, sie wollten den Tuareg keinen Zoll zahlen."

Heinrich wollte widersprechen - schließlich waren es die Räuber, die den Karawanenleuten alles abgenommen hatten -, ließ es aber bei der Absicht bewenden. Er leerte die Kalebasse und stand auf. Daud erhob sich ebenfalls. Nachdem sie bezahlt hatten, wandten sie sich in die Richtung der großen Straße.

Regen tropfte von den Tamarindenbäumen neben dem Weg, in deren Zweigen sich Schwärme bunter Vögel niedergelassen hatten. Eine Gruppe Träger zog vorbei, jeder einen Stoßzahn eines Elefanten auf dem Kopf balancierend. Wie gemeißelt zeichneten sich die Muskeln auf den Körpern der dunkelhäutigen Männer ab, die wie die meisten Bewohner der Stadt bis auf einen Lendenschurz nackt waren. Ein Um-

stand, auf den die Männer aus dem Norden mit Verachtung herabsahen und der schon manch einen von ihnen zu abfälligen Äußerungen veranlasst hatte.

Heinrich wimmelte einen Jungen ab, der ihm eine in Quecksilber getränkte Halsschnur als Mittel gegen Läuse verkaufen wollte, und steckte einem Bettler ein Almosen zu. Kurz vor dem Viertel der Berber und Araber bogen sie in die Straße zum Rindermarkt ein. Sie war eine der belebtesten der Stadt, und das nicht zuletzt wegen der Garküchen, an denen mannigfaltige Gerichte feilgeboten wurden: Hirsebrei mit Schlangenfleisch, Stücke gekochter Ochsenhaut, allerlei süßes Naschwerk und geronnene Kamelmilch oder auch das bei den Einheimischen so beliebte Dorno, ein sämiges Getränk aus Wasser und Hirse, zerstampftem Käse, Baobabmehl, Pfeffer, Anis und Honig. Unter einem Regenschutz ließen sich Heinrich und Daud auf zwei Schemeln nieder. Gleich darauf erschien eine Frau mit einem schlafenden Kind in einem Rückentuch, und hielt ihnen eine Schüssel Kolanüsse hin. Mit der Miene von Kennern, zu denen sie in den vergangenen Monaten geworden waren, trafen sie ihre Wahl.

Heinrich spuckte den Rest des Kolabreis, den er noch im Mund gehabt hatte, in den Sand und nahm eine frische Nuss. Anfänglich schmeckten sie bitter, doch bald verwandelte sich der bittere Geschmack in einen süßen, und gleichzeitig erfasste ein wohliger Zustand den Kauenden. Heinrich wollte gerade auf die kurze Reise zu sprechen kommen, die Ibn Said vor der Rückkehr nach Al-Andalus noch zu unternehmen gedachte, als ein Mann mit einem Esel vor ihnen anhielt. Auf dem Rücken des Tieres türmten sich ein Korb mit Tauben, Matten aus den Blättern der Dumpalme sowie zwei Säcke mit unbestimmtem Inhalt.

"Sumaoro Sefedokote entbietet euch seinen Gruß", begann der Mann auf Arabisch und hockte sich vor ihnen hin.

Heinrich musterte den Fremden, dessen Namen er selbst bei größter Aufmerksamkeit nicht hätte wiederholen können. Der Mann war hochgewachsen und wirkte auf den ersten Blick kräftig und gesund, wies bei näherem Hinsehen jedoch Anzeichen einer beginnenden Schlafsucht auf - jener Krankheit, die in jedem Jahr zahlreiche Menschen dahinraffte und mehr Opfer forderte als Räuber, Schlangen und Skorpione zusammen.

Sumaoro gab sich leutselig. "Lasst mich raten!", sagte er. "Ihr wollt wissen, warum meine Haut noch schwärzer ist als die aller anderen hier, nicht wahr?"

Daud grunzte gleichgültig. Heinrich stellte fest, dass ihm der Unterschied gar nicht aufgefallen war.

"Ich bin kein Soninke wie der König und die meisten seiner Untertanen. Ich gehöre einem anderen Stamm an und komme aus einem anderen Reich. Das liegt näher bei der Sonne, deshalb ist unsere Haut so dunkel. Manche denken, sie wäre verkohlt wie bei einem angebrutzelten Huhn. Das ist sie aber nicht." Verschmitzt grinsend, rieb er mit einem Finger mehrmals über seinen Handrücken und streckte ihn anschließend Heinrich hin. Der tat so, als würde er daran riechen. "Unser Reich zahlt dem König von Gana seit vielen Jahren Tribut, damit er uns in Frieden leben lässt. Einmal hat man mich zum Überbringer bestimmt, zusammen mit anderen Männern. Zu unserem Unglück war der König mit den Abgaben nicht zufrieden. Er wurde wütend und hat uns einsperren lassen. Ein ganzes Jahr lang."

Donner rollte durch die Luft, und aus den Regenwolken zuckte ein Blitz. Niemand nahm Notiz davon, auch Sumaoro nicht, der sich nach seinen einleitenden Worten über einen der beiden Säcke auf seinem Esel hergemacht hatte und ein Affenfell daraus hervorzauberte. "Hier habe ich etwas ganz Besonderes für euch", verkündete er mit Verschwöreremiene und hielt Heinrich das Fell hin.

Der strich mit der Hand darüber, und Daud tat es ihm gleich.

"Ein schöneres Fell werdet ihr nirgends bekommen. Es stammt aus meiner Heimat." Sumaoro nickte bedeutungsschwer, als würde das Wort Heimat jede weitere Erklärung überflüssig machen. "Wie viel Mitqal ist es euch wert?"

Heinrich schüttelte den Kopf. "Warum bist du in Kumbi Saleh geblieben, nachdem der König euch freigelassen hat?", fragte er anstatt zu antworten, teils aus Neugier, teils um einem fruchtlosen Verkaufsgespräch aus dem Weg zu gehen. "Du hättest ..."

"Jawohl, ich hätte zurückgehen können", fiel Sumaoro ihm ins Wort. "Aber obwohl ich nicht dem Volk des Königs angehöre, bin ich geblieben und habe mich angepasst. ‚Wenn man sieht, dass sie irgendwo ein Kalb anbeten‘, sagt das Sprichwort, ‚dann muss man Gras mähen und es füttern.‘ Genau das tue ich, und deshalb komme ich zurecht. Vor allem, wenn ich etwas verkaufe." Seine Hand fuhr abermals in den Sack und brachte ein baumwollenes Gewand zum Vorschein.

Wieder lehnte Heinrich ab. "Wir sind nur die Diener eines Herrn. Geh zu ihm, vielleicht kauft er etwas. Wir selbst besitzen kaum mehr, als der Sand unter unseren Füßen wert ist."

"Aber vielleicht braucht ihr eine Medizin", schob Sumaoro nach und hielt gleich darauf eine Auswahl Kräuter und Pasten in der Hand. Eine erlesene Auswahl, stand in seinem Gesicht geschrieben.

Erneut verneinte Heinrich.

Die Stirn seines Gegenübers legte sich in Falten. "Ich könnte euch eine Geschichte erzählen", schlug er vor. "Das kostet nicht viel. Ich kenne unzählige Geschichten, weit mehr als jeder andere. Von großen Königen, vor deren Macht selbst die Blätter an den Bäumen zittern; von Menschen, die die Sprache der Tiere beherrschen; oder, wenn ihr wollt, Geschichten von den Tieren selbst: von der törichten Hyäne, vom dummen Leoparden, diesem Kraftprotzen, oder von Elefanten, die Pfeile aus ihren Körpern ziehen können."

Heinrich zeigte sich gereizt. "Du verschwendest nur deine Zeit mit uns!"

Doch der Aufdringliche war mit seinen Anpreisungen noch immer nicht am Ende. "Ihr habt recht, liebe Freunde, vergesst die Geschichten, vielleicht sind sie ja auch gar nicht so gut. Aber eines habe ich doch noch für euch. Etwas für Kenner. Ihr liebt die Frauen, nicht wahr?" Sein Blick wanderte vom einen zum anderen. "Natürlich liebt ihr sie. Jeder richtige Mann liebt die Frauen. Oder solltet ihr keine richtigen Männer sein? Ihr seid einsam in dieser Stadt, das sehe ich euch an. Ihr habt die Wüste hinter euch. Hitze, Durst und keine einzige Frau. Wusstet ihr, dass selbst das Glied eines Esels verkümmert, wenn er es nicht benutzt?"

"Zu Hause wartet eine Frau auf mich", winkte Heinrich ab. "Ich kann mich gedulden."

Sein Gegenüber verzog säuerlich den Mund. "Geduld ist ein Baum, dessen Wurzeln bitter und dessen Früchte nicht süß sind. Wozu gibt es all die schönen Frauen, wenn nicht zu dem Zweck, uns Männer mit ihrer Anmut zu erfreuen? Die Anhänger des Gottes Allah behaupten, im Schatten der Säbel liege das Paradies. Ich sage euch, das ist falsch, meine Freunde - im Schatten der Schenkel liegt es! Sie allein bereiten uns unendliche Wonnen. Die Säbel hingegen bereiten nur Schmerz."

Heinrich hatte genug gehört. Er stand auf. "Verschwinde und lass uns in Ruhe! Dieses Land ist reich, andere werden dir etwas geben."

Sumaoro stöhnte. "Auch wenn das ganze Land zu Hirsebrei würde, so wäre des armen Mannes Anteil doch nur ein Löffel davon. Ein Armer wie ich ..."

Daud war ebenfalls aufgestanden. "Wo?", hauchte er, mehr als dass er es aussprach.

Das Gesicht Sumaoros belebte sich wie eine ausgedörrte Pflanze im Regen. Er trat näher an Daud heran. "Glaub mir, Freund, du wirst zufrieden sein. Kein altes Weib mit runzlicher Haut und schlaffen Brüsten werde ich dir zeigen, sondern eine junge Schönheit, um die dich selbst der König beneiden würde. Eine wie die findest du kein zweites Mal."

Daud zögerte. "Und ihre Familie?", wandte er in Erinnerung an einen Kameltreiber ein, der einer Frau in eine Hütte gefolgt und anschließend von ihrer Familie böse zugerichtet worden war.

Sumaoro zeigte sich selbstbewusst. "Ist der Mond mit dir, brauchst du dich um die Sterne nicht zu sorgen. Hab Vertrauen zu mir, mein Freund, und Kumbi Saleh wird dir für den Rest deines Lebens in Erinnerung bleiben!" Er fasste Daud am Arm, setzte seinen Esel mit einem Hieb in Bewegung, und ohne Heinrich noch eines weiteren Blickes zu würdigen, lief er mit beiden davon.

In einer düsteren Ecke drei Straßen weiter wurde für Daud das Versprechen wahr, Kumbi Saleh werde ihm lebenslang in Erinnerung bleiben, wenngleich anders, als er es sich erhofft hatte. Statt weiblicher Reize warteten rohe Hände auf ihn, und bevor er noch begriff, was geschah, nahmen sie ihm sein Geld ab, und Fußtritte trieben ihn in die Welt der Enthaltsamkeit zurück.

Ibn Said war in aufgeräumter Stimmung. Da er zum letzten Mal die Wüste durchquert hatte und seine Abreise aus Kumbi Saleh bald bevorstand, hatte er beschlossen, sich einen Herzenswunsch zu erfüllen und der Stadt Nioro einen Besuch abzustatten, um Abschied von Khalid ibn Al-Baitar zu nehmen, einem langjährigen guten Bekannten. Einst in Córdoba ansässig, war Al-Baitar schon vor Jahren aus seiner Heimat fortgegangen und hatte sich als Kaufmann in Kumbi Saleh niedergelassen, von wo er - neben anderen Geschäften - Ibn Said über viele Jahre mit Elfenbein versorgt hatte. Später hatte er eine Niederlassung in Nioro eröffnet und war bald darauf mit seinen Söhnen in die sieben Tagesreisen entfernte Stadt übergesiedelt.

Früh am Morgen brach die kleine Reisegesellschaft auf. Neben drei Kaufherren aus Granada gehörte auch Ibn Suids Vetter Al-Battani dazu, der in Nioro einen größeren Posten grauen Amber aus Audaghost in Empfang nehmen wollte, außerdem Qasim, einige Diener, darunter Heinrich, und ein Mann, den Ibn Said als Führer verpflichtet hatte.

Frauen mit Wasserkrügen auf den Köpfen blickten ihnen nach, als sie durch die Stadt ritten. An der Spitze des Zuges saß Ibn Said auf einem Araberhengst, den einer seiner Geschäftspartner ihm zur Verfügung gestellt hatte. Neben ihm ritt der Führer, ein fähiger, aber wortkarger und verschlossener Mann aus dem Stamm der Bambara.

Schnell hatten sie die Stadtgrenze hinter sich gelassen. Baumwollfelder und Hennagärten säumten die Straße, dahinter erstreckte sich die von hohem Gras bewachsene und von Bäumen und Buschgruppen unterbrochene Savanne. An einer Gabelung verließen sie den Hauptweg und schwenkten nach Westen ein. Noch immer trug der Wind das gleichmäßige Trommeln zu ihnen herüber, das seit Tagen ertönte und das sich anhörte wie prasselnder Regen auf einem Dach. Heinrich blickte zum Himmel empor. Dicke Wolken hingen über dem Land, aber es regnete nicht mehr, schon die dritte Woche nicht, obwohl die Regenzeit noch längst nicht vorüber war. Bereits vor Tagen hatte der König deshalb das magische Trommeln befohlen. Und das nicht von ungefähr - war er für sein Volk doch nur so lange von Wert, wie das Land sich unter seiner Regentschaft des Wohllebens erfreute, wie es genügend Nahrung gab und sich bei Mensch und Tier reichlicher Nachwuchs einstellte. Lechzten die Felder hingegen nach Wasser, warfen die Tiere nicht und erlitten die Frauen Fehlgeburten oder brachten kranke Kinder zur Welt, so waren das Zeichen, dass die magische Kraft des Königs aufgebraucht war und das Land damit geradewegs ins Unglück trieb. Einen solchen König brauchte niemand, weshalb man ihn töten würde, um Platz für seinen Nachfolger zu schaffen.

Der erste Reisetag verging, und als der Abend kam, schlugen sie ihr Lager neben den mannshohen Wurzeln eines uralten Kapokbaums auf. In der Nacht hörten sie Stimmen, und nicht nur Heinrich vermochte nicht zu entscheiden, ob sie von Tieren stammten oder von Geistern. Schließlich dämmerte im Wechselspiel der Farben der neue Morgen herauf, und die Gruppe setzte ihren Weg fort. Menschen trafen sie immer seltener, je weiter sie sich von der Hauptstadt entfernten - gelegentlich einen Hirten mit Rindern oder Ziegen; Kinder, die Vögel von den Feldern ihrer Familien fernhielten; einmal drei Frauen an einem Wasserloch, die Wäsche wuschen. Wieder suchten sie sich einen Platz für die Nacht, und als die Dunkelheit das Land einhüllte, kreisten Löwen so dicht um ihr Lager, dass die Pferde kaum zu beruhigen waren.

Einen alten Mann auf einem Esel trafen sie am vierten Tag, als sie die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatten. Fast hätten sie ihn übersehen, starrten sie doch alle

auf einen Termitenbau von beeindruckenden Ausmaßen, während der Alte ein gutes Stück abseits stand, unbeweglich wie ein Fels. Die Reiter waren beinahe an ihm vorbei, als der Mann sich bewegte und der Führer ihn wahrnahm. Er lenkte sein Pferd zu dem Alten, und eine Weile redeten beide miteinander. Als der Führer zurückkehrte, deutete er mit der Hand auf einen Hügel. "Dahinter steht eine Herde Gazellen, sagt er. Er hat sie selbst gesehen."

Unter den Kaufherren aus Granada machte sich freudige Erregung breit. Erst kürzlich hatten sie über eine Jagd vor einigen Jahren gesprochen, die mit einer gebratenen Gazelle geendet hatte - ein Erlebnis, das sie gern wiederholen würden. Ibn Said dagegen zeigte sich wenig angetan von dem Wunsch. Er erinnerte an ihre Pläne in Nioro und beschwor die Anstrengungen der bevorstehenden Rückreise durch die Wüste, doch als das nichts nützte und auch noch Al-Battani den dreien beisprang, stimmte er dem Vorhaben zu.

Der Weg bis zu dem Hügel erwies sich als weiter als angenommen. Eine grasende Elefantenherde erzwang einen zusätzlichen Umweg, und so war die Dämmerung nicht fern, als die Männer den Fuß des Hügels erreichten. An einer geeigneten Stelle schlugen sie ihr Lager auf. Während die Diener die Pferde versorgten und mit der Zubereitung der Mahlzeit begannen, zogen sich die Händler - Moslems allesamt - ein Stück weit vom Lager zurück, um zu beten. Auch Ibn Said breitete seinen Teppich aus. Als er sich eben niederwerfen wollte, stutzte er. Neben einem Busch gähnte ein Loch in der Erde. Neugierig geworden, näherte er sich ihm. Es war nicht breiter als eine Armlänge und hatte die Tiefe von drei übereinander stehenden Männern. Soweit sich erkennen ließ, war der Boden mit Sand bedeckt.

"Ein ausgetrockneter Brunnen", ertönte die Stimme des Führers, der unmerklich neben Ibn Said getreten war. "Fremde haben den Brunnengeist beleidigt, deshalb ist er fortgezogen. Früher hat er für Wasser gesorgt, so dass viele Menschen an diesem Ort rasteten. Heute verirrt sich nur noch selten jemand hierher."

Ein Windstoß wirbelte Blätter über den Rand des Brunnens. Ibn Said sah zu, wie sie nach unten fielen. Er wollte etwas sagen, aber als er sich zur Seite drehte, war er allein.

Die Nacht verlief ruhig. Schließlich zeichnete sich ein heller Streifen am Horizont ab, die Wolken röteten sich, und der Tag der Jagd zog herauf. Als Erstes wurden zwei Späher losgeschickt. Sie blieben längere Zeit fort, und als sie zurückkehrten, berichteten sie, dass der Hügel sich weiter nach hinten erstreckte als vermutet, dass

die Gazellen aber noch da seien. Ein Plan wurde entworfen. Drei Männer auf Pferden sollten sich in einem Bogen an die Tiere heranpirschen, diese aufschrecken und zur Flucht in Richtung des Lagers veranlassen, wo die übrigen Männer sie erwarten würden. Auf Anregung Al-Battanis entschied man, die drei auszulosen. Heinrich wurde bestimmt, nach ihm der Führer, schließlich Qasim, der den Losentscheid mit einem Seitenblick auf Heinrich sichtlich unwillig zur Kenntnis nahm. Nachdem letzte Einzelheiten besprochen waren, machte sich die Gruppe auf den Weg.

Schweigend ritten die drei Männer durch das hohe Gras, zügig zuerst, dann immer bedächtiger, je näher sie der Rückseite des Hügels kamen. Als sie diese einsehen konnten, entdeckten sie die Gazellen. Weit mehr als fünfzig schienen es zu sein, anmutige Tiere mit hellbraunem Fell und langem Gehörn. Der Führer zeigte sich zufrieden. Würde es ihnen gelingen, sich unbemerkt an die Tiere heranzumachen, flüsterte er seinen Begleitern zu, so könnten sie diese mit einigem Glück genau in die vorgesehene Richtung abdrängen. Allerdings müssten sie mit äußerster Behutsamkeit vorgehen, besäßen Gazellen doch ein ausgezeichnetes Gehör.

Leise stiegen die Männer von ihren Pferden und führten sie am Zügel hinter sich her. Windstille lag über der Savanne. Gelegentlich brach die Sonne durch die Wolken und goss Licht über das Land. Als sie die halbe Strecke bereits zurückgelegt hatten, scheute eines der Pferde, ohne dass ein Grund dafür zu erkennen war. Sofort hoben die Gazellen die Köpfe, lauschten kurz, und schon im nächsten Moment stob die ganze Herde davon.

Die Jagd war verloren. Qasim stieß einen Fluch aus, der Führer bemühte irgendeinen Herrn der Tiere als Erklärung, der seine Schützlinge gewarnt hatte. Heinrich schwieg und dachte an das entgangene Fleisch. Nachdem die Herde aus ihrem Gesichtsfeld verschwunden war, stiegen die drei wieder auf ihre Pferde und machten sich auf den Rückweg.

Der Führer ritt voran, und da er ebenso wie seine Begleiter den Spott ahnte, mit dem die anderen sie empfangen würden, hatte er eine langsame Gangart gewählt. Wortlos ritten sie an der Flanke des Hügels entlang. Als sie auf das letzte Wegstück einbogen, entdeckten sie plötzlich die Geier, die über dem Lager kreisten, und noch im selben Augenblick wussten sie, dass etwas geschehen war. Etwas, das Geier anlockte - und das womöglich auch für sie eine Gefahr barg. Ohne dass es einer Verständigung bedurft hätte, saßen alle drei gleichzeitig ab und griffen nach ihren Waffen. Angestrengt spähten sie um sich. Als sie niemanden entdeckten und auch

keine auffälligen Geräusche wahrnahmen, wagten sie es, sich dem Lager zu nähern. Was sie sahen, ließ ihnen den Atem stocken.

Al-Battanis Blut färbte den Sand. Seine Kehle war durchgeschnitten, die Hände waren auf halbem Weg zum Hals in der Bewegung erstarrt. Nicht weit von ihm entfernt lag ein Diener mit einem Pfeil in der Brust, dicht daneben sein ebenfalls von einem Pfeil durchbohrter Herr. Auch von den übrigen war niemand mehr am Leben. Als Heinrich sich neben einem der Getöteten auf die Knie niederließ, bemerkte er ein paar Schritte entfernt die Leichen von zwei Fremden. Er näherte sich ihnen, und nachdem er sie kurz betrachtet hatte, drehte er sich zu dem Führer um. Der war ebenso wie Qasim am Rande des Lagers stehen geblieben, und erst eine nachdrückliche Aufforderung versetzte ihn in Bewegung. "Was sind das für Leute?", wollte Heinrich wissen und zeigte auf die beiden. Bis auf einen Lendenschurz waren sie nackt, über ihre Arme zogen sich Narben, und die braunen Körper waren mit farbigen Mustern geschmückt.

Der Führer überlegte nicht lange. "Sie kommen aus der Gegend von Sampaka. Dort leben böse Menschen. Sie unternehmen Raubzüge. Meist bleiben sie im Süden, aber manchmal ..." Er ließ den Satz unvollendet. Sein Blick löste sich von den Toten und suchte das Grasland ab, durch das die Mörder gekommen sein mussten. In seinen Augen lag Angst.

Auch Heinrich fühlte sich unwohl. Er hielt nach den Pferden Ausschau, doch die waren ebenso verschwunden wie alle persönlichen Habseligkeiten sowie die Waren, die die Händler für Nioro mitgeführt hatten. Nur Wertloses lag auf dem Boden verstreut.

"Schnell, lasst uns verschwinden!", drängte der Führer.

"Er hat recht", meldete sich Qasim zu Wort. "Wir müssen uns beeilen, falls sie zurückkehren."

Plötzlich vernahm Heinrich eine Stimme. Sie war so leise, dass er sie fast überhört hätte. Aber da ertönte sie zum zweiten Mal. Wie ein Blitz durchzuckte es ihn: Ibn Said! Die Stimme gehörte Ibn Said! Ein Gefühl der Scham stieg in ihm auf, dass er ausgerechnet das Fehlen seines Wohltäters nicht bemerkt hatte. Seine Augen wanderten suchend über den Lagerplatz, doch der Rufer blieb verborgen. Da erinnerte er sich an den Brunnen. Er eilte zu ihm hin, und als er sich niederkniete, entdeckte er auf dem Grund seinen Herrn. Soweit sich erkennen ließ, war er unverletzt. "Allah sei tausendfacher Dank, dass ihr am Leben seid!", brach es aus Ibn Said

hervor. "Wir haben diese Mörderbande nicht kommen sehen. Auf einmal waren sie da, und danach ging alles ganz schnell. Mich haben sie in diesen Brunnen geworfen. Die anderen ..." Er stockte.

"... sind tot", führte Heinrich den Satz zu Ende.

Ibn Saids Kopf sank auf die Brust, und er begann zu schluchzen.

"Wir holen dich hoch, Herr", rief Heinrich. "Vielleicht haben sie wenigstens ein Seil zurückgelassen. Wenn nicht, finden wir etwas anderes."

"Danke", tönte es von unten.

Heinrich stand auf. Als er sich umdrehte, zielte eine Schwertspitze genau auf sein Herz. "Es gibt kein Seil und auch nichts anderes", sagte Qasim, und seine Stimme war so kalt wie der Ausdruck in seinen Augen.

Heinrich wurde blass. "Was ... was soll das heißen?"

"Bist du das, Qasim?", ließ sich Ibn Said aus dem Brunnen vernehmen. Offensichtlich hatte er das Gesagte nicht verstanden, denn er klang erleichtert.

Für einen Moment zeigte sich der Angesprochene verunsichert, indes erwies sich der Anflug eines Gewissens nur als ein winziges Aufflackern. "Zurück!", zischte er und drängte Heinrich mit der Schwertspitze vom Brunnen weg.

Der stolperte nach hinten. "Wir müssen ihn rausholen. Wir können ihn doch nicht ..."

"Doch, das können wir!"

Abermals ertönte Rufen aus dem Loch.

"Geh an meine Satteltasche!", forderte Qasim den Führer auf, der auf halbem Weg zwischen den Toten und dem Brunnen stehengeblieben war und zu begreifen versuchte, was gerade vor sich ging. "Dort findest du einen Strick und einen Beutel voll Gold. Der Beutel gehört dir."

Der Führer starrte Qasim entgeistert an. Dann hatte er verstanden. Einige Atemzüge lang schien er mit sich zu ringen, und Heinrich schöpfte Hoffnung. Aber gleich darauf machte er kehrt und ging zu den Pferden. Heinrich begriff, dass die Sache entschieden war.

"Streck die Hände auf den Rücken!", befahl Qasim ihm barsch.

Obwohl er um die Aussichtslosigkeit seines Vorstoßes wusste, bäumte Heinrich sich auf. "Das kannst du nicht tun!", stieß er beschwörend hervor. "Er ist dein Vater!"

Die Schwertspitze stieß gegen seine Brust. "Los, die Hände nach hinten!"

Heinrich versagte die Stimme. Sein Gegenüber würde zustoßen, daran zweifelte er nicht. Gleich darauf war der Führer zurück und band ihm die Hände.

Als er fertig war, trat Qasim noch näher an Heinrich heran. "Wir werden uns jetzt zu dritt auf den Rückweg machen. Kurz vor Kumbi Saleh wird uns der Führer verlassen. Dort werde ich dir die Fesseln abnehmen, und wir werden zu zweit in die Stadt zurückkehren. Natürlich wird man uns Fragen stellen, deshalb merke dir gut, was geschehen ist: Alle, die im Lager zurückblieben, wurden von den Räufern getötet. Nicht einer hat überlebt. Ich wiederhole: nicht einer! Es wäre dumm von dir, etwas anderes zu behaupten, denn ohne einen Beweis würde dir niemand glauben. Und natürlich gilt mein Wort mehr als das eines Sklaven."

"Qasim!", schallte es aus dem Loch. "Qasim! Mein Sohn!"

Übelkeit würgte Heinrich, als die beiden ihn auf sein Pferd hoben. Das Gold hatte Verbündete aus ihnen gemacht. Jenes Gold, für das Ibn Said seine Reisen unternommen hatte. Auf das er sein Leben aufgebaut hatte, sein eigenes und das seines Sohns. Und das nun seinen Tod bedeutete.

Vom Hügel stießen sich die Geier ab und schwebten zum Lager, als sie aufbrachen. Qasim ritt voran. Suchend ließ er den Blick über die Landschaft schweifen. Die Einzigen, die seinen Plan noch zu Fall bringen konnten, waren die Räuber, aber offenbar hatten die sich genau so schnell wieder zurückgezogen, wie sie aufgetaucht waren. Obwohl sie nur schwarzes Gesindel für ihn waren, verspürte er Dankbarkeit für sie, hatten sie ihm doch den Weg in eine bessere Zukunft frei gemacht. Endlich konnte er tun, was er wollte. Endlich konnte er leben, wie es ihm gefiel, und das an Orten, zu denen er sich hingezogen fühlte. Nur einmal noch musste er das vor ihm liegende Land durchqueren - dieses hassenswerte, alle Annehmlichkeiten eines zivilisierten Lebens entbehrende, von Tiernmenschen bevölkerte Land.

In dem Wunsch nach einer symbolischen Handlung spuckte er auf die Erde, die ihm so unendlich zuwider war. "Auf nach Córdoba!", rief er und reckte sich dabei im Sattel. Und als ihm schien, er habe noch einmal die Stimme seines Vaters vernommen, rief er es gleich noch ein zweites Mal: "Auf nach Córdoba!"

VIERTER TEIL

An einem grauen Januartag setzten sie an Bord einer Galeere von Afrika nach Al-Andalus über. Jeder erinnerte sich noch gut an die Hinfahrt, als Ibn Said in bester Laune und voller Tatendrang an der Reling gestanden und mit anderen Kaufleuten geplaudert und gescherzt hatte. Nun lehnte Qasim dort, allein und ohne die anderen eines Blickes zu würdigen. Qasim - der Erbe des Hauses Ibn Said, dem mit dem Tod seines Vaters ...

Ende der Leseprobe

Wollt Ihr wissen, wie es nach der Leseprobe weitergeht? Der Roman ist im Online- und Buchhandel erhältlich, unter anderem bei:

[Amazon](#)

[Thalia](#)

[iBooks](#)

[GooglePlay](#)